Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. I. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Vierter Band.

1856.

Prag & Leipzig,

Expedition des Albums.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erstes Capitel.

Die Vertheidigung des Gefangenen auf Elbogen.

Der Friede mit dem auf seinem blutbefleckten Lorbeer ausruhenden Halbmonde war kaum geschlossen, als für Kaiser Rudolph eine Zeit neuer Unruhe hereinbrach.

Gegen Ende des Jahres 1606 wurde in Prag, wie fast in jeder Stadt und in jedem Dorfe des Böhmerlandes, in unzähligen Exemplaren eine in lateinischer, deutscher und böhmischer Sprache abgefaßte Vertheidigung des ehemaligen Obersthofmeisters Georg Popel von Lobkowic auf eine so geheimnißvolle, fast unerklärliche Weise verbreitet, daß Mancher weder wissen noch ahnen konnte, auf welchem Wege und

durch wessen Hände diese Druckschrift in sein Haus gelangt sei. — Es schien, als hätten die Winde sich zu Verbreitern dieser Schrift gebrauchen lassen, denn sie flog zu jedem offenen Fenster, zu jedem Hausthor hinein, und da sie unentgeldlich verbreitet ward, so gab es nach acht Tagen in ganz Prag keinen Einzigen, welchem Dasein und Inhalt derselben unbekannt blieb.

Als Verfasser dieser Vertheidigung war ein gewisser Philaretes Amyntas Codomanus angegeben, irgend ein unbekannter Freund oder Anhänger der Familie Lobkowic, der seinen wahren Namen in den dichten Schleier der Pseudonymität gehüllt, weil die Behauptungen, die er in dieser Schrift aufgestellt hatte, für die Ehre Kaiser Rudolphs so kränkender und beleidigender Art waren, daß fast in jeder Zeile ein Crimen laesae majestatis lag.

Als Druckort war Dicaeopolis angegeben, ein Ort, der eben so wenig wie das Reich Utopia existirt, eine Stadt, die nirgends anders als in der Phantasie ihres Erfinders zu suchen ist.

Die Schrift, an und für sich, war gut geschrieben, aber schlecht gedruckt. *)

*) Der Titel der lateinischen Schrift lautet vollständig:

Der Inhalt erregte nicht blos in Prag, sondern auch in ganz Böhmen so ungeheures Aufsehen und gleichzeitig so große Erbitterung, daß Viele, welche über die gereizte Stimmung des Volkes gut unterrichtet zu sein schienen, einen Aufstand befürchteten.

Gleich nach dem Ruchbarwerden dieser mit Flamme und Schwert geschriebenen Vertheidigung, die zugleich eine der himmelschreiendsten Anklagen gegen den Kaiser enthielt, wurden auf dessen Befehl alle Wachposten auf dem Hradschin zwei-, und je näher sie den Zimmern Rudolphs aufgestellt waren, dreifach verstärkt.

Gleichzeitig ward von oben herab den Magistraten der drei Städte Prag aufgegeben, eifrig Sorge zu tragen, daß der wahre Name des Verfassers ermittelt und er selbst dem Arme der Gerechtigkeit überliefert werde.

In den ersten acht Tagen war der Kaiser über den Inhalt dieses Pasquills dergestalt aufgebracht, daß er sich in seine Zimmer einschloß und für

---

Apologia pro Georgio Popelio barone de Lobkowic, regni Bohemiae quondam supremo aulae praefecto, postea ab imperatore Rudolpho II., Hungariae et Bohemiae rege, per XII annos contra jus fasque carcere adtento, Dicaeopoli 1606. 8.

Niemanden, ja nicht einmal für die Gräfin Magdalena, zu sprechen war.

So oft sie kam, ward sie von Mardochäus de Delle oder Martin Rutzke abgewiesen.

Zuerst hieß es: der Kaiser befinde sich auf der Jagd bei Beraun; dann hieß es: er habe sich auf der Jagd erkältet, sei unwohl zurückgekehrt, müsse auf Anordnung seines Leibarztes, des Doctors Gottfried Steegius *), das Bett hüten und dürfe, ohne Ausnahme, Keinen empfangen.

Aus diesem Grunde hatte sich in der Hauptstadt das Gerücht verbreitet, Seine kaiserliche Majestät sei wahrscheinlich in Folge des großen Aergers, den ihm jene Schrift bereitet, schwer erkrankt.

Darüber vergaßen sie ihren Zorn, dem sie sich

---

*) Nach dem Tode Christoph Guarinonius war Gottfried Steegius (geboren 1546 zu Amersfort), vorher Leibarzt des Bischofs Julius von Würzburg, nach Prag berufen worden. Er war einer der Ersten, der über die Wirkung der Kissinger Heilquellen geschrieben und als Mensch wie als Arzt beim Kaiser so beliebt, daß dieser erst unlängst einem seiner Künstler, Gilles Sadeler, den Auftrag ertheilt hatte, das Bildniß des Dr. Steegius, der bereits sechszig Jahre zählte, in Kupfer zu stechen.

in der ersten Aufwallung ihres Unwillens hingegeben und sprachen jetzt nur noch mit einer Besorgniß, die ihnen zu großer Ehre gereicht, von Rudolphs Krankheit. Sie stürzten schaarenweise in die neunzig Kirchen Prags, um hier den Heiland, dort die Jungfrau Maria, heute den heiligen Wenzel und morgen die heilige Ludmila fußfällig anzuflehen, den Kaiser aus den Banden seiner Todeskrankheit zu erlösen.

Rudolph aber war gar nicht krank, sondern nur aufgebracht, daß es allen Nachforschungen bis jetzt nicht gelungen sei, den Verfasser dieser aufrührerischen Schrift und die Druckerei, die sie zu Tage gefördert, ausfindig zu machen.

Der durch nichts zu beruhigende Zorn des Kaisers gelobte sich, den Schreiber jenes Pasquills, gleichviel wer und was er sei, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.

Bis jetzt aber war die Entdeckung und Gefangennehmung jenes schriftgelehrten Pharisäers nur ein frommer Wunsch geblieben.

Bald, nachdem die erste Aufregung des Volkes sich gelegt hatte, hieß es, der Kaiser befinde sich — Dank der Vorsehung, welche die Gebete der frommen

Unterthanen erhört habe, — außer aller Gefahr und auf dem Wege der Besserung.

Jetzt ward auch Maria Magdalena wieder vorgelassen. Rudolph empfing sie mit der Frage:

— Nun, Gräfin, was sagt denn Ihr zu diesem Schurken?

— Zu welchem Schurken? fragte die Gräfin, durch diese bruske Frage weniger erschreckt als überrascht.

— Zu wem anders, als jenem elenden Verläumder, der sich auf dem Pasquill, das er in Hunderttausenden von Exemplaren gegen mich ausgestreut, feig genug Philaretes Codomannus nennt! Habt auch Ihr das Ding gelesen?

— Gnädigster Herr, wer hat es nicht gelesen?

— Und was haltet Ihr davon?

— Ich denke, was halb Prag davon denkt!

— Und was denkt halb Prag davon? fragte Rudolph mit zürnender Miene.

— Die Schrift ist bitter, aber leider nicht durchaus unwahr!

— So denkt nur Gräfin Maria Magdalena, welche eine Freundin der Tochter des Verräthers ist.

— Majestät, gestand die Gräfin mit edler Freimüthigkeit, ich bin stolz auf Eva's Freundschaft!

— Ich aber, Gräfin, bin dieß desto weniger auf die Eure. Ich fange zu glauben an, daß auch Ihr heimlich zur Legion meiner Feinde gehört . . .

— Weil ich von Ew. Majestät befragt, dem Kaiser die Wahrheit sage? Soll ich sein Ohr schaamlos belügen und ihm die Stimme der öffentlichen Meinung verschweigen? Ich überlasse dieses Geschäft dem Schwarme Eurer Schmeichler, denen es gleichgiltig scheint, ob der Kaiser im Herzen seines Volkes beliebt oder verhaßt ist. Eure treueste Freundin aber, die es als die schönste Aufgabe ihres leider ziemlich verfehlten Lebens betrachtet, Ew. Majestät immer die Wahrheit zu sagen und Euer Urtheil weder durch Schmeichelei noch durch Lüge zu beirren, kann sich nicht enthalten, offenherzig Ew. Majestät Alles zu bekennen, was sie denkt und fühlt, um, so weit es im Bereiche ihrer schwachen Kraft liegt, Euern irregeleiteten Sinn auf den Pfad des Rechtes zurückzulenken, um wenigstens auf diese Weise ein Scherflein, wäre es noch so geringfügig, beizutragen, von dem gesalbten Haupte Ew. Majestät den Haß des Volkes fernzuhalten und Euch dessen Liebe und Anhänglichkeit von Neuem zu erwerben.

— Ich fühle, daß ich Euch Unrecht that. Verzeiht mir, Magdalena, und sagt mir mit gewohntem

Freimuth, ehrlich und unumwunden wie immer, auch heute Eure Meinung.

— Gnädigster Herr, der Verfasser jener beklagenswerthen Schrift hat nicht dem Inhalte nach, sondern einzig und allein in der Form gefehlt. Das, worüber er sich vor den Augen der ganzen Welt zu beklagen wagt, ist wahr und leider nur allzusehr begründet. Das Verfahren gegen Lobkowic, den man ohne vorausgegangenen Richterspruch seit zwölf Jahren gefangen hält, ist — verzeiht mir meine Offenherzigkeit — eben so lieblos als ungerecht!

— Verkennt nicht die Beweggründe, die mich zu dieser Härte, welche ich selbst nicht billige, durch die Pflicht eiserner Nothwendigkeit gedrängt haben. Georg von Lobkowic ist ein Verräther!

— Die Vertheidigung, gnädigster Herr, beweist das Gegentheil.

— Jener Codomanus ist ein Lügner, ein Verläumder. Hätte er darin nichts als die nackte, ungeschminkte und mit Beweisen belegte Wahrheit gesagt, dann würde er, wie jeder ehrliche Vertheidiger, im Bewußtsein seines guten Rechtes mit offenem Visire, und nicht verlarvt wie ein im Finstern umherschleichender Bandit, aufgetreten sein; aber die Furcht vor der unausbleiblichen Bestrafung seiner feigen

Lügen und schnöden Anklagen gegen Uns hat jenen Elenden zurückgehalten, mit seinem wahren Namen hervorzutreten.

— Auch ich, gnädigster Herr, kann und mag es nicht billigen, daß er sich in den Mantel undurchdringlicher Falschnamigkeit gehüllt, um Euch ungestraft vor den Richterstuhl der Öffentlichkeit zu ziehen. Ich gebe zu, daß Furcht vor der Größe Eurer Macht ihn davon zurückgehalten hat, mit geöffnetem Visire in die Schranken seines Rechtes zu treten und allein mit dem Stärkern sich in einen offenen und ehrlichen Kampf einzulassen; ich in seiner Stelle würde den Muth gehabt haben, mich ungescheut zu nennen und meine Anklage zu vertreten; in der Sache selbst scheint das Recht doch weit mehr auf seiner Seite als der Eurigen zu stehen.

— Dieß ist ein Irrthum, den Ihr leider mit so vielen Anhängern des Verräthers theilt. Es ist durch dessen eigenes Zugeständniß erwiesen, daß er sich an der Abfassung der von seinem Bruder dem Landtage von 1594 vorgelegten Beschwerdeschrift betheiligt und mich darin dem Volke gegenüber, dessen Partei er ergriffen, als einen Wortbrüchigen hingestellt hat, der keine von allen Freiheiten, die ich den undankbaren Böhmen verbrieft, gewährt haben soll.

— Die Vertheidigung, Majestät, stellt auch dieß in Abrede.

— Aber wißt Ihr nicht, Gräfin, daß jeder Verbrecher, wie hoch oder niedrig er auch stehen mag, im hartnäckigsten Läugnen den einzigen Ausweg seiner Rettung sucht? — Es ist erwiesen, daß der Undankbare in dem Augenblick, als ihn mein unbegrenztes Vertrauen an die Spitze jenes Landtags gestellt, in Gegenwart vieler Mitglieder desselben frech genug erklärt hatte, er werde nun seine Maske ablegen und mir, dem Kaiser, beweisen, daß ich nicht das Kleinste ohne Einwilligung der Stände beschließen darf. — Es ist erwiesen, daß der Landtag, durch ihn aufgehetzt, auseinanderging, ohne über das, was meine Räthe ihm zur Begutachtung vorgelegt hatten, ihre Meinung auszusprechen. — Es ist fernerhin erwiesen, daß er, wie sein Bruder Ladislaw, sich in eine weitverzweigte Verschwörung gegen meinen Thron, ja sogar gegen mein Leben eingelassen; es ist erwiesen, daß er an verschiedenen Orten bewaffnete Leute mit dem Befehle aufgestellt, mich, wenn ich nach Brandeis auf die Jagd reiten würde, festzunehmen und sich selbst zum Könige von Böhmen aufzuwerfen . . .

— Sein Vertheidiger erklärt dieß Alles für ein

albernes Märchen, von seinen neiderfüllten Gegnern, zuvörderst aber vom damaligen Vicekanzler Curtius ausgesprengt, um den Verläumdeten aus der Gunst Ew. Majestät zu verdrängen um jeden Preis! Die Vertheidigung beweist, daß Lobkowic, nachdem jene lächerlichen Gerüchte zu seiner Kenntniß gelangt seien, sich an Ew. Majestät gewendet habe mit der heiligsten Betheuerung, daß dieß Alles, was seine im Finstern umherschleichenden Feinde gegen ihn ausgesprengt, Lüge und Verläumdung sei, mit der dringenden Bitte, ihm seine Feinde gegenüberzustellen, sie zur Rechenschaft und zur Bestrafung seiner verläumdeten Ehre zu ziehen.

— Das ist allerdings wahr, gestand Rudolph.

— Doch warum ist das, was er mit vollem Rechte verlangen durfte, nicht geschehen?

— Weil ich jenen Gerüchten Anfangs selbst nur wenig Glauben geschenkt und später erst, als es den vereinten Bemühungen Claudio Aquaviva's und meinem für mich zu früh dahingeschiedenen Kanzler Jacob Curtius gelungen war, mir selbst schlagende Beweise seines Verraths zu verschaffen, ließ ich ihm den Befehl zugehen, am 25. März vor den obersten Räthen meiner Krone und meinem Procurator Heinrich Dominaček von Pisnic zu erscheinen, um sich —

falls er's vermöchte — von jenem Verdachte zu reinigen. Er aber, seiner Schuld sich bewußt, weigerte sich, Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen zu ertheilen und bestand darauf, ihm seine heimlichen Ankläger namhaft zu machen und gegenüberzustellen. Da ihm dieß Gesuch aus Gründen der Politik und Discretion abgeschlagen und er von Neuem vorgeladen ward, persönlich vor seinen Richtern zu erscheinen*) und sich pflichtschuldig zu vertheidigen, schützte er Krankheit vor und schickte, anstatt selbst zu erscheinen, zwei seiner Vettern, Johann Wenzel und Adam Gallus Popel von Lobkowic, um dessen Rechtfertigung zu übernehmen. Noch immer entschlossen, das Beste zu glauben, erhielt ich durch Bragadino, einen heimlichen Agenten, neue Beweise seiner Treulosigkeit. Es unterlag jetzt keinem Zweifel mehr, daß er und sein Bruder gemeinschaftliche Sache mit den unzufriedenen Utraquisten gemacht und mit ihnen beschlossen hatten, unter dem nichtigen Vorwande, daß ich die von meinem in Gott ruhenden Vater

---

*) Dobrensky, Verfasser mehrerer böhmischer Kalender schreibt, der Angeklagte sei das zweite Mal unter Androhung einer Geldstrafe von 200,000 Schock böhmischer Groschen vorgeladen worden.

gewährleistete Religionsfreiheit angetastet, mich vom Throne zu stürzen und meinen Bruder Matthias zum Könige von Böhmen auszurufen.

— Auch dieß wird von seinem Vertheidiger geläugnet. Verhielte sich das Alles aber wirklich so, wie die zahllosen Gegner der Familie Lobkowic es Ew. Majestät vorzustellen für gut gefunden, dann erlaube ich mir wie jener Codomanus zu fragen, warum Ew. Majestät, durchdrungen von der Schuld des Angeklagten, ihn nicht schon längst vor den Richterstuhl des Gesetzes ziehen und gesetzlich bestrafen ließ?

— Ich that es nur darum nicht, um öffentliches Aergerniß und neue Erbitterung gegen mich zu vermeiden.

— Sire, Ihr habt ihn nicht nur seit zwölf langen Jahren des köstlichen Gutes der Freiheit, sondern ihn und seine Tochter, die einzige Erbin seines großen Reichthums, der ihm so vielen Neid und so unerhörte Anfeindung zugezogen, all' seiner Städte, Märkte und Dörfer, Höfe und Häuser, seines gesammten Hausgeräthes, seines Geldes und aufgesammelten Getreides, seiner Edelsteine und Schmucksachen beraubt und der armen Tochter nichts als ihr mütterliches Erbtheil gelassen. Gnädigster Herr, dieser Act ist hart und ungerecht.

— Ihr sprecht, wie Ihr's versteht, entgegnete der Kaiser, von Neuem in den Ton des Unwillens zurückfallend. Sollte ich meinem Feinde, der gerade durch seinen Reichthum mir gefährlich war, sollte ich den Hochverräther, der freventlich nach meiner Krone und meinem Leben getrachtet, im Besitze all' seiner Mittel lassen, um ihm und seinem weitverzweigten Anhange freien Spielraum zu gönnen, mich mit Hilfe jener Mittel desto leichter, desto sicherer zu stürzen? Jeder ist sich selbst der Nächste. Lobkowic hat seine Strafe zehnfach verdient, und er bleibt trotz allen Lärmens und aller Erbitterung, welche die Vertheidigung jenes namenlosen Wichtes in ganz Böhmen hervorgerufen hat, mein Gefangener, so lange ich lebe! Das schwöre ich Euch bei meiner Krone!

— Sein Vertheidiger ist nicht dabei stehen geblieben, diese mit Flammenzügen geschriebene Schrift durch ganz Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn zu verbreiten, er hat, wie jetzt allgemein bekannt ist, Exemplare davon an sämmtliche Fürsten des deutschen Reiches eingeschickt mit der geharnischten Aufforderung, alle Mittel aufzubieten, um Ew. Majestät zu bewegen, jenes himmelschreiende Unrecht dadurch gut zu machen, daß Ihr ihm seine Freiheit,

seine Ehre und all' seine widerrechtlich confiscirten Güter zurückgebet.

— Gräfin, wer kann mich zwingen zu einem Schritte, der sich so schlecht mit meiner eigenen Sicherheit verträgt? Bin ich nicht Kaiser des deutschen Reiches und erstreckt sich nicht die Größe meiner Macht vom Ende der Elbe bis zum Ausgang der Donau, von dem Main bis zur Oder? Wer kann mich, den Kaiser, zwingen?

— Sire, stärker als alle irdische Macht, ist die Macht des Gewissens, das große, unumschränkte Vehmgericht, das Jeder, der Niedrigste wie der Höchste, in seinem eigenen Busen trägt und daraus, trotz aller Macht und Größe, nicht zu verbannen vermag. Geruhen Ew. Majestät also ganz so zu handeln, wie Ihr es vor dem Richterstuhle Eures Gewissens verantworten könnt.

— Ich danke Euch für Euern guten Rath, entgegnete der Kaiser mit ungewohnter Bitterkeit. Wen aber haltet Ihr für den Verfasser jenes nichtswürdigen Pamphlets?

— Gesetzt, gnädigster Herr, ich wüßte, wer der Verfasser ist, glaubt Ihr, ich würde im Stande sein, ihn anzugeben, um ihn den Blitzen Eures vernichtenden Zornes zu überliefern?

— Wie? Ihr würdet den Namen jenes Elenden mir verschweigen?

— So wahr ich Maria Magdalena heiße!

— Und Ihr wollt meine Freundin sein?

— Gerade, weil ich es bin mit allen Kräften meiner Seele; gerade, weil ich tausendfach ängstlicher besorgt für die unbefleckte Reinheit Eurer gottgesalbten Stirne bin als jeder Anderer jener Millionen, die nichts weiter als Eure Unterthanen sind, gerade darum würde ich jenes Geheimniß verschweigen, um Ew. Majestät, den ich mehr als mich selber liebe, zu verhindern, den Hermelin Eures Kaisermantels durch einen neuen Act unkaiserlicher Grausamkeit zu schänden.

— Wer vermöchte es, Euch zu zürnen? rief Rudolph, der sich vom Feuer ihrer Begeisterung für ihn zu einem nicht minder glühenden Enthusiasmus für die Gräfin neu entzünden ließ. Ihr seid ein wunderholder Engel, tausendfach schöner und liebreicher als Johann von Aachens schönstes Bild ‚Magdalena in der Wüste,' bei welchem das Eure ihm vorgeschwebt.*) Er hat Euch gesehen,

---

*) So verhielt es sich wirklich: Aachens ‚Magdalena in der Wüste' ist ein schwacher Abglanz der Gräfin Maria Magdalena. Dieses Bild, allerdings eines der gelun-

aber nur theilweise erfaßt. O warum bin ich nicht Maler! Ich, Gräfin, würde Euch besser treffen! sagte der Kaiser, seine edle Freundin zärtlicher als jemals an sein Herz schließend.

— Habe ich nicht Recht, wenn ich sage, daß mein Herr und Kaiser besser als sein Ruf und strahlender als das Bild ist, das seine Feinde von ihm entwerfen?

— Aber weil Ihr gerade von meinen Feinden sprecht, muß ich Euch daran erinnern, daß auch Eure Freundin Eva dazu gehört. Es giebt Leute, welche behaupten wollen, sie habe die pseudonyme Vertheidigung verfaßt, weniger in der Absicht, ihren Vater zu rechtfertigen, als ihre Fertigkeit in der lateinischen Sprache zu zeigen und der Welt zu beweisen, daß sie eben so gelehrt als tugendhaft sei.

— Gnädigster Herr, ich glaube nicht daran...

---

gensten dieses Meisters, befindet sich nebst fünfzehn Andern in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien, darunter das Portrait Kaiser Rudolphs und seines Bruders Ernst, Beide in jungen Jahren und in glänzendem Harnisch gemalt. ‚Magdalena in der Wüste‘, wurde von Lucas Kilian und der Kaiser von Raphael Sadeler in Kupfer gestochen.

— Zweifelt Ihr an ihrer Tugend oder an ihrer Gelehrsamkeit? fragte der Kaiser mit grausamem Spott.

— Von Beiden bin ich fest überzeugt. Doch mag ich nicht daran glauben, daß sie die Verfasserin sei, schon darum nicht, weil sie erst kurz vor dem Erscheinen der Schrift auf mein wiederholtes Bitten mir feierlich zugesagt hatte, nichts zu unternehmen, was geeignet wäre, den Zorn ihres Kaisers von Neuem aufzuregen.

— Und dennoch, wiederhole ich Euch, daß sich seit einigen Tagen ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet hat, daß das lateinische Original wie die böhmische Uebersetzung davon aus Eva's Feder geflossen ist und daß nur die deutsche Uebersetzung, die sie veranlaßt haben soll, von einem protestantischen Geistlichen in Hamburg oder Danzig herrühre.

— Ich, Majestät, halte Eva für zu gewissenhaft, um mich dem Irrwahne hinzugeben, sie habe, mir gegenüber, treulos ihr Wort gebrochen. Ihr Herz ist keiner Lüge, ihr Gesicht keiner Verstellung fähig und aus diesen Gründen glaube ich Ew. Majestät mit meinem Worte bürgen zu dürfen, daß Jene, die ihr die Autorschaft jener Anklage gegen Euch zuschreiben, ihr nach meiner Ansicht Unrecht thun.

— Ich will dieß glauben, weil Ihr es glaubt. Aber wer auch immerhin der Urheber jener Schmähschrift sein mag, er wird — Dank den Bemühungen meiner Kundschafter in ganz Deutschland! — frühzeitig genug an's Tageslicht kommen und — dieß gelobe ich mir und ihm! — seiner gerechten Bestrafung nicht entgehen!

— Gnädigster Herr, zu Euern Knieen bitte und beschwöre ich Euch, Gnade statt des Rechtes auszuüben und Eurem geheimen Ankläger — wer und was er auch sei und wie er sich auch nennen möge — gleichviel ob Weib ob Mann, ob Katholik oder Protestant, großherzig zu verzeihen. Zürnen ist menschlich, vergeben aber ist kaiserlich! Gnädigster Herr, zeigt Euch würdig der Krone, die Ihr von Eurem milden Vater geerbt. Vergebt Euern Feinden, damit sie auch Euch vergeben.

— Steht auf, Gräfin, und drängt nicht länger in mich, Euch etwas zu versprechen, was ich Euch — nach dem Gelübde, das ich gethan — nicht zu halten vermag. Der Verfasser jener Schrift muß — so wahr Gott mir helfen möge, seine Spur ausfindig zu machen! — sein Majestätsverbrechen mit dem Kopfe bezahlen.

— Dann bleibt mir nur Ein Wunsch, sagte Magdalena sich erhebend.

— Und darf ich ihn wissen?

— Möget Ihr niemals den Namen dessen erfahren, der den Muth besaß, einen Unglücklichen zu vertheidigen.

— Ich, Gräfin, ich wünsche das Gegentheil! Das Gesetz ist unerbittlich! Jeder, welcher sündigt, verdient seine Strafe. — Doch genug von dieser traurigen Geschichte. Reicht mir gütigst Euern Arm, begleitet mich, wenn's Euch beliebt, in meine Schatzkammer. Dort will ich Euch etwas Neues zeigen, was mein großer Edelsteinkenner, Anselm de Boodt, das achte Wunder der Welt nennt.

Zweites Capitel.

Das achte und neunte Wunder der Welt.

Die Gräfin folgte ihrem kaiserlichen Freunde. Er zeigte ihr einen erst unlängst fertig gewordenen Tisch, der aus den kostbarsten Edelsteinen, Perlen und Juwelen so künstlich und mosaikartig zusammengesetzt war, daß darauf ganze Wälder mit

verschiedenfarbigem Laube, Bäume mit buntfarbigen Früchten, Blumen mit Schmetterlingen, die sie umgaukelten, krystallhelle Flüße, in welchen Gold- und Silberfische umherzuplätschern schienen, und andere Thiere zu sehen waren.

— Und was kostet dieses achte Wunder? fragte die erstaunte Gräfin.

— Ein halbes Königreich, erklärte der Kaiser.

War dieser Edelstein-Tisch nach dem Ausspruche Anselm de Boodts ‚das achte Weltwunder', so durfte mit demselben und vielleicht noch größerem Rechte die damals noch wunderbar schön erhaltene Statue des Niobiden Ilionäus, welche Doctor Christoph Guarinonius für Rudolphs Rechnung in Rom aufgekauft und nach Prag gebracht, als das neunte Wunder der Welt oder des ‚deutschen Saales,' in welchem beide Kunstwerke fast neben einander standen, angesehen werden.

Guarinonius, der zum Ankaufe dieser Statue vom Kaiser, wie schon früher erzählt, unumschränkte Vollmacht erhalten, hatte dem römischen Juden nach Einigen 22,000 Scudi, nach Andern 34,000 Ducaten dafür gezahlt. Wir wissen leider nicht anzugeben, welche Summe die richtige und wie viel oder wie wenig davon in den Säckel des Einkäufers

geflossen sein mag; wir wissen nur so viel, daß diese Statue, nach der Aussage aller Kunstkenner des rudolphinischen Hofes eine der herrlichsten Reliquien aus der Blüthenzeit der griechischen Bildhauerkunst, einen unbezahlbaren Werth besaß.

Die Gräfin, die für diese Statue mehr noch als der Kaiser für den oben beschriebenen Tisch schwärmte, konnte ganze Stunden lang vor dem wunderbar fein geformten Marmor stehen und sich in das Anschauen des Niobiden versenken, der, Gott weiß aus welcher Künstlerwerkstatt hervorgegangen, seit Jahrhunderten den zu Staub gewordenen Leib seines Bildners überdauerte. Die himmlische Kunst unterscheidet sich von der göttlichen Natur hauptsächlich dadurch, daß in dieser der Schöpfer seine Schöpfung, in jener das Geschöpf seinen Schöpfer überlebt.

Der Meister, aus dessen Hirn wie aus dessen Händen jener himmlisch-schöngeformte Ilionäus hervorgesprungen war, ließ es sich, als er noch lebte, gewiß nicht träumen, daß seine Statue nach jahrhundertlanger Wanderung von einem Besitze in den Andern, endlich durch Procuration eines veronesischen Arztes an den Hof eines deutschen Kaisers gelangen und dort das Anstaunen und die Bewunderung einer der schönsten und geistreichsten Frauen Böhmens auf

sich und seinen Meister zurücklenken werde, in dem Grade, daß Kaiser Rudolph, oftmals eifersüchtig auf dieses Marmorbild, an diesem Tage halb im Scherze, bald im Ernste zu der entzückten Freundin sagte:

— Ich beneide diesen schönen steinernen Jüngling!

— Und warum? fragte die noch immer im Anschauen vertiefte Bewundererin.

— Weil Gräfin Magdalena sich so ernstlich in ihn verliebt zu haben scheint, als . . .

— Kaiser Rudolph dort in jenen Tisch! ergänzte Magdalena mit dem spöttischen Lächeln, das ihren Rosenlippen zur Verfügung stand.

Aber die Wanderungen dieser Statue hatten am Hofe zu Prag noch lange nicht ihr Endziel erreicht. Wir behalten es dem letzten Capitel dieses Bandes vor, dem Leser die neuern Schicksale jenes interessanten Marmorrumpfes zu erzählen.

Drittes Capitel.

Zwei Hinrichtungen für Eine.

Sechs Wochen nach jenem Gespräche verbreitete sich, so rasch und unheimlich wie eine böse Seuche,

vom Hradschin herab durch alle Gassen und Gäßchen der drei Städte Prags die Nachricht, daß es den Kundschaftern des Kaisers endlich doch gelungen sei, den oder, richtiger gesagt, die Verfasser der Lobkowic'schen Vertheidigungsschrift zu entdecken, und sie, an Armen und Beinen mit Ketten beladen, vom fernen Auslande herein nach Prag zu bringen. Es verbreitete sich ferner die Kunde, daß die Verfasser — denn es sollten ihrer zwei sein! — des angeklagten Verbrechens überführt, wenn auch nicht geständig, morgen in frühester Frühe, zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste, nach Einigen ob der alten Schloßstiege des Hradschins vor der Bildsäule der heiligen Barbara, nach Andern, welche besser unterrichtet sein wollten, auf dem altstädter Ringe geköpft werden sollten.

Gegen Abend wußte ganz Prag, daß die morgige Hinrichtung bald nach Aufgang der Sonne vor dem Rathhause der Altstadt vollzogen werde.

In der Schenke zur goldenen Kugel war das Gedränge so groß, das Geschwätz so lärmend und der Durst so gewaltig, daß kein Apfel zur Erde fallen, und man kaum sein eigenes Wort vernehmen, und daß der alte Schwätzer Zdenko an diesem

einzigen Abende mehr Eimer seines schaalen Bieres als sonst in der ganzen Woche verzapfen konnte.

Alles war gespannt zu erfahren, wer und was die Unglücklichen sein mögen, die morgen durch das Beil des Henkers hingerichtet werden sollten.

— Es ist ein Jude aus Danzig, sagte der Eine, der ein Wurstmacher und nebenbei ein abgesagter Feind der elenden Hebräer war, weil sie weder Wurst noch Schinken kauften, weßhalb er sich längst daran gewöhnt hatte, alles Böse, das geschah, in seiner christlichen Liebe den armen Kindern Israels aufzubürden.

— Nein, nein, sagte ein Anderer, welcher Schreiber auf dem Rathhause des Hradschins war, es sind zwei lutherische Prediger und Katholikenfresser aus der freien Reichsstadt Hamburg.

— Auf's Schaffot und in die Hölle mit dem aufrührerischen Gesindel, schrie ein Dritter.

— Wie heißen die beiden Bursche, fragte ein Vierter.

— Das erfährt Niemand! sagte der Schreiber.

— Geköpft werden ist ein ekliches Vergnügen, meinte der Fünfte, ein Spitzbube, der gerechte Anwartschaft darauf zu haben schien.

— Noch dazu so kurz vor Weihnachten, ergänzte ein Sechsster, der zufällig ganz wie ein Jude aussah.

— Und noch obendrein Morgens mit nüchternem Magen, meinte der Siebente, ein Garkoch aus der Nachbarschaft.

— Und noch dazu bei achtzehn bis zwanzig Grad Kälte, setzte ein Achter hinzu, der, ob er gleich dicht am Ofen stand, doch gründlich zu frieren schien, denn er klapperte mit den Zähnen, wie ein furchtsamer Schneider oder ein geflicktes Gewissen.

— Muß man einmal geköpft werden, dann ist's doch immer besser, wenn's beim hellichten Tage und mitten im warmen Sommer geschieht, erklärte der Neunte, ein brauner Slowak, der auf dem Leibe ein zerrissenes Hemde, auf dem struppigen Haare einen zerfetzten Hut, in der Rechten eine Mausefalle und in der Linken einen Dudelsack trug.

— Der Slowak hat recht. Im Sommer wird man doch wenigstens unter Zuschauern geköpft, commentirte der Zehnte, der ein Freund des Sommers war, weil er mit Sonnenfächern hausiren ging und im Winter sich wie ein Hamster in die finstersten Löcher verkroch.

— Auch morgen wird's den beiden armen

Sündern trotz der grimmigen Kälte, nicht an Publicum fehlen, sagte der Rathhausschreiber.

— Ich stehe morgen Früh schon um Zwei Uhr auf, erklärte der Eilfte, ein junger reicher Tagedieb, der sonst gewöhnlich bis Neun in den warmen Federn lag.

— Ich geh' heute gar nicht zu Bette, sagte der Zwölfte, der ein Nachtschwärmer war und diesen für ihn hoch erwünschten Anlaß benutzte, um bei vollem Bierkruge den Anbruch des Morgens zu erwarten. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

— Während dieser und anderer Gespräche in der Kneipe zur goldenen Kugel, wurden die zwei hamburger lutherischen Prediger, die man in dieser Nacht aus dem schwarzen Thurme nach dem altstädter Rathhause transportirte, vom Beichtvater des Kaisers, dem Pater Adrian von Baxen, besucht und eindringlich ermahnt, an der Schwelle des Todes ihre verstockten Herzen zu öffnen, ihm das volle Maaß ihrer verruchten Sünden zu beichten und, um seiner Absolution und der Verzeihung der erzürnten Kirche theilhaftig zu werden, ihren ketzerischen Glauben abzuschwören und reuig in den Schooß des seligmachenden Glaubens zurückzukehren.

Die beiden protestantischen Geistlichen aber betheuerten, wie vor ihrem Richter, ihre Unschuld und schwuren beim Heiland, der sein Blut für alle Sünder ohne Unterschied des Glaubens vergossen, daß sie ungerecht verurtheilt, daß sie weder Verfasser noch Uebersetzer jener Schrift, sondern nur durch Zufall in den Besitz derselben gelangt seien, die ihnen, — sie wußten weder von wem, noch von wo — zugeschickt worden war mit der Bitte, Abschriften davon unter ihre Amtsgenossen zu verbreiten und den durchaus wahren Inhalt derselben von allen Kanzeln zu verlesen. Sie aber hätten weder das Eine noch das Andere gethan, sondern nichts Anderes verbrochen, als diese Schrift, wie hunderttausend Andere gelesen und öffentlich ihr Bedauern ausgesprochen, wenn sich die ganze Sache so und nicht anders verhielte, als der ihnen gänzlich unbekannte Verfasser sie geschildert hat.

Dieß offenherzige Bekenntniß allein schien ihren Blutrichtern hinreichend zu sein, sie als Mitwisser und Verbreiter jenes hochverrätherischen Pasquills zur Todesstrafe zu verurtheilen.

Diese Thatsache, von der Feder eines Romanschreibers wiederholt, wird Manchem so unglaublich erscheinen, daß wir, zur Bestätigung der Wahrheit,

uns auf die Aussage eines der Geschichtsschreiber Böhmens berufen. Franz Pubitschka, aus dem Orden der Gesellschaft Jesu, berichtet in seiner chronologischen Geschichte Böhmens (Prag 1801) im zehnten Bande, Seite 325, wörtlich wie folgt:

‚Weil die Apologie sowohl deutsch als lateinisch erschien, warf man den Verdacht auf die Jesuiten, die aber denselben kümmerlich von sich ablehnten. (Balbinus in seiner Bohemia docta, pag. 372.). Sodann beschuldigte man zwei hamburgische lutherische Prediger, die Rudolph als Kaiser von Hamburg nach Prag kommen und weil er alle Betheurung ihrer Unschuld verwehrt, Beiden auf dem altstädter Ringe den Kopf abschlagen ließ.‘

Am folgenden Morgen finden wir unter den von unmenschlicher Schaulust und Neugier eng zusammengedrängten Zuschauermassen, die sich lange vor Tagesanbruch vor dem Rathhausplatze zusammen geknäult hatten, einen alten Bekannten, den Handschuhmacher Jaromir von der Kleinseite, den wir in einem Capitel des dritten Bandes unserer Erzählung in der Schenke zur goldenen Kugel zurückgelassen und seitdem ganz aus den Augen verloren hatten.

Jaromir der Handschuhmacher war einer der

Ersten gewesen, die sich auf dem Hinrichtungsplatze frühzeitiger als die übrige Menschenmenge eingefunden, um einen guten Platz zu finden und in nächster Nähe Zeuge des blutigen Schauspiels zu sein. Er ragte aus dem sich von Minute zu Minute dichter und dichter verschlingenden Menschengewühle um die Höhe eines ganzen Kopfes wie der Knopf eines kleinen Kirchthurms oder richtiger gesagt, wie der Kopf eines maaßlos jäh in die Höhe geschossenen Krautstrunks hervor. Seine beiden spindeldürren Arme hatte er, weil er bei 21 Grad Kälte wie ein türkisches Windspiel an allen Gliedmaaßen seines durchsichtigen Leichnams fror, so fest als möglich in die Falten seines knappen, kaum bis zur Hälfte seines übermäßig langen Bauchgestells reichenden Ueberwurfs, einer böhmischen Nationalšuba, gehüllt, um sich, so gut es ging, vor dem grimmigschneidenden Morgenfrost zu schützen.

Als die beiden Schlachtopfer der menschlichen Gerechtigkeit nach stundenlangem Harren, zehn Minuten nach dem Glockenschlage Sechs, festen Schrittes, ohne Furcht und Todesbangen die Stufen des über Nacht wie ein Pilz aus der Erde aufgeschossenen Schaffots bestiegen, rief die Stentorstimme des dicht hinter dem Handschuhmacher aufgepflanzten Schuster

Wenzel seinem langen Vordermanne, der ihm jeglichen Schein von freier Aussicht sperrte, die Donnerworte zu:

— Niedersetzen! Niedersetzen!!

Jaromir, überzeugt, daß dieser Zuruf keinem Andern als ihm gelten konnte, machte den Versuch, sich umzukehren, was ihm aber, da er, in der Menge eingekeilt, sich nicht zu rühren vermochte, rein unmöglich war.

In dem verhängnißvollen Augenblick, als die beiden Priester, wie aus Einem Munde Luthers Choral ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' anstimmend, von den Schwertern ihrer beiden Henker gleichzeitig den Todesstoß empfangen sollten, erhielt der kerzengerade aufrechtstehende Handschuhmacher Jaromir, der die unnütze Mahnung, sich niederzusetzen, selbst beim redlichsten Willen nicht zu erfüllen im Stande war, von seinem aller Aussicht beraubten und deßhalb schwer erboßten Hintermanne einen so heftigen Schlag auf seinen runden, breitkrempigen, weiten Filzhut, daß dieser, gerade im wichtigsten Augenblick der Hinrichtung, über dessen Stirn und Augen so tief in's Gesicht hinunterfuhr, daß der Anblick des gräßlichen Schauspiels für Jaromir ganz und gar verloren ging; denn nachdem es ihm mit Anstrengung

aller seiner Kräfte endlich gelungen war, sich in dem furchtbaren Gedränge wenigstens so viel Platz zu verschaffen, um seine im Ueberwurfe verhüllten Arme herauszuwickeln und mit Hilfe derselben fluchend Luft und Licht zu verschaffen, war es zu spät; denn einen kurzen Augenblick zuvor waren die Schwertstreiche der Henker gefallen und die Köpfe der beiden Verurtheilten lagen bereits zu den Füßen der Vollzieher.

Als Jaromir sich umkehrte, um den Urheber jenes scheußlichen Attentats auf sein Augenlicht nachträglich und nachdrücklich zu bestrafen, stand statt des Schuhmachers Wenzel, der sich gleich nach vollführter That durch die Menge fortgedrückt, ein winzigkleines altes Weib auf Krücken gelehnt dicht hinter ihm.

— Nu, langer Goliath, fragte der weibliche Zwerg, was habt Ihr von der hübschen Hinrichtung gesehen.

— Nicht ein Haar! gestand der Handschuhmacher.

— Tröstet Euch mit mir, gute Seele! Ich habe auch nichts gesehen!

— Der Teufel hole die ganze Hinrichtung! Kreuz Millionen Donnerwetter! Habe ich darum seit vier Stunden hier wie ein Hund gefroren und

Maul und Augen aufgesperrt, um gerade im schönsten Augenblick blind wie ein Maulwurf dazustehen. Ich geh' zu keiner Hinrichtung mehr!

— Ich, Gevatter, bin bei Jeder dabei, sagte die lahme Vettel, die den günstigen Augenblick abgelauert, aus Jaromirs Tasche eine Wurst zu stehlen, die er aus Vorsorge, bei dem blutigen Schauspiele nicht zu hungern, zu sich gesteckt hatte.

So etwas geschieht bei jeder Hinrichtung.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Jaromir auf dem Rückwege nach seiner Wohnung die Entdeckung machte, daß ihm noch obenein seine prächtige Wurst gestohlen war, rief er voll Verzweiflung:

— Das hat man von so einer Hinrichtung!

Viertes Capitel.

Eva und der wirkliche Verfasser der Schmähschrift.

Als Eva von Lobkowic, die acht Tage zuvor, auf Einladung ihrer Tante, nach Bilin gereist war, um im Kreise ihrer Anverwandten das heilige Weihnachtsfest zu feiern, dort die Hinrichtung jener

Beiden erfuhr, sank sie bewußtlos in Ohnmacht und fiel von Neuem in eine schwere Krankheit. — —

Kurze Zeit darauf erfuhr man den Namen des wirklichen Verfassers.

Man höre, was Pubitschka darüber sagt (Seite 325 und 326):

‚Obwohl man nicht zweifelte, daß Georgens Fräulein Tochter, Eva, die benannte Apologie veranstaltet habe, auch bekannt war, daß sie sowohl der lateinischen als auch griechischen Sprache mächtig seie, ward sie doch nicht für die Verfasserin selbst gehalten. Und wirklich erfuhr man nachmals, daß der Verfasser dieser Schrift ein sicherer Philipp Levir, von Danzig, der sich den erdichteten Namen Philaretes Codomanus beigeleget, gewesen sei. — Wie man sich gegen das Fräulein Eva verhalten, ist mir unbekannt. Doch glaube ich, daß Rudolph aus Rücksicht auf das weibliche Geschlecht und andere Ursachen ihrer geschonet habe. Indessen soll sein hartes Betragen gegen Georgen (ihren Vater) große Abneigung der vornehmsten Barone gegen ihn verursachet haben; er auch endlich von denselben gänzlich verlassen worden sein.‘ —

Bis hierher reichen Pubitschka's geschichtliche Nachrichten.

Wir aber sind im Stande, diese Quelle eines Theils zu berichtigen, andern Theils zu ergänzen.

Nach einigen neuern Geschichtsschreibern soll es noch bis zu dieser Stunde nicht erwiesen sein, ob Georg Popel von Lobkowic selbst, ob seiner nicht minder unglücklichen Tochter Eva, oder einem ihrer vielen prager Freunde und Anhänger die Verfasserschaft dieser Vertheidigungsschrift zuzuschreiben sei.

Andere wieder wollen ziemlich sicher überzeugt sein, daß jener Philipp Levir der einzig wahre Autor jener Apologie ist.

Noch Andere nennen ihn statt Philipp Levir — was uns richtiger erscheint — Levin und behaupten, daß er von Geburt ein prager Jude, später in Danzig zur protestantischen Kirche übergetreten sei und seinen ursprünglichen Familiennamen Salomon Levin in den christlicher klingenden Namen Philipp Levir habe umtaufen lassen.

Von Danzig soll er, als er die Kunde von der Hinrichtung der beiden hamburger Prediger erfahren hatte, aus Furcht vor gleichem Loose, nach Stockholm, von dort nach London entflohen sein und hier durch Selbstmord sein ruhe- und heimathloses Leben geendet haben.

Niemand weiß, was wahr daran ist.

Fünftes Capitel.

Rückblick auf die Lage Kaiser Rudolph's. — Zwei neue Alchemisten. — Die Jugendjahre Don Cäsars.

Rudolphs ganzes Leben war kein glückliches. Nie kam er aus Kummer und Unruhe heraus. Fortwährend quälten ihn Angst und Zweifel, Furcht und Gewissensbisse. Jedes Jahr, jeder Monat goß neuen Wermuth in den übervollen Kelch seiner Regierungssorgen und Seelenleiden.

Von Natur aus ein friedliebender Fürst, war er durch die eiserne Nothwendigkeit zu jenem fast vierzehnjährigen Kriege getrieben, der das Mark seiner Völker ausgesogen, alle Hilfsquellen seines Reiches erschöpft und ihn endlich doch zur Abschließung eines unrühmlichen Friedens gezwungen hatte.

Rudolphs gefährlichste Feinde waren, die ihm zunächst standen. Schon vor Abschluß des Friedens mit dem Türken hatten seine Brüder und Vettern in einer am 25. April 1606 in Wien heimlich veranstalteten Familienconferenz einstimmig den Beschluß gefaßt, ihren Bruder und Vetter, weil er die schlaffen Zügel der Regierung seinen Räthen überlasse und sich selbst fast ausschließlich nur mit Astronomie,

Astrologie, Magie, Chemie, Alchemie und anderen ‚unnützen Künsten und müßigen Dingen' beschäftige und an den Troß seiner Schmeichler und Günstlinge, seiner Gelehrten und Künstler ungeheuere Geldsummen verschwende, ziemlich unumwunden der Schwäche anzuklagen, ihn schon aus diesem Grunde für untauglich zu längerer Fortsetzung der Regierungs-Angelegenheiten zu erklären und bloß einen günstigen Zeitpunct abzuwarten, um ihm Schritt für Schritt eine Krone nach der Andern aus der schwachen Hand zu spielen und ihn endlich ganz und gar vom Throne zu beseitigen.

Besorgt für den Ruhm und die Macht des erzherzoglichen Hauses, dessen uralter Glanz unter Rudolphs Regierung mehr und mehr zu erblassen drohte, wählten seine Brüder und Vettern Rudolphs ältesten Bruder, den ehrgeizigen Erzherzog Matthias, die Säule ihres Stammes, zu ihrem Oberhaupte und gelobten einhellig sich und ihm, dessen Anordnungen und Beschlüßen immer willfährig Folge zu leisten.

Die harten Friedensbedingungen, die dem Kaiser auf Andringen seiner Räthe nur durch die äußerste Noth und wegen Abwendung noch augenscheinlich größerer Gefahren und Opfer, welche ihn bedroht hatten, abgedrungen waren, machten, daß er von

Tag zu Tage schwermüthiger, niedergeschlagener, unglücklicher und zaghafter ward.

Wohl hatte der plötzlich erfolgte Tod des von ihm bestätigten Fürsten von Siebenbürgen, des unruhigen und ehrgeizigen Stephan Botschkay, der am 29. December 1606 ohne Thronerben gestorben war, dem Kaiser einigen Trost gewährt, weil, Kraft des mit ihm zu Wien abgeschlossenen Vertrages, ganz Siebenbürgen sowohl als viele von Botschkai in Ungarn sich durch das Recht der Eroberung angeeigneten Ortschaften neuerdings an Rudolph zurückgefallen waren; die Siebenbürger aber hatten bald darauf an die Stelle des Verstorbenen einen nicht minder ehrgeizigen und unzuverläßigen Mann, Sigismund Rakocy, zu ihrem Fürsten erwählt und den Kaiser, nur dem Namen nach als ihren Oberherrn anerkannt.

Die fremden Söldner, die nach Abschluß des Friedens verabschiedet worden waren, drangen zu Anfange des Jahres 1607 unter dem Vorwande nothwendigen Durchzugs in Schlesien ein, erpreßten Geld und Lebensmittel, schleppten Vieh und Getreide fort und hausten dort schlimmer als die schlimmsten Feinde.

Die schlesischen Fürsten und Stände, erschreckt über die Noth und das Elend der schwer heimge-

suchten Bevölkerung, sammelten in größter Bestürzung und Eile zweitausend Mann zu Pferde und fünfzehnhundert Mann zu Fuße, um die brutale Soldateska, unter welcher vor allen Uebrigen das Buchaim'sche Corps sich eine traurige Berühmtheit erwarb, mit Waffengewalt hinauszujagen.

Das aber war nicht so leicht. Der Kaiser schickte Carl von Wartenberg an der Spitze seiner Bevollmächtigten nach Breslau mit dem Auftrage, den Ständen zu erklären, den Buchaim'schen Soldaten, um sie sich vom Halse zu schaffen, viermalhunderttausend Thaler Entschädigung zu zahlen. Jene aber verweigerten diese so harte Zumuthung, die Unmöglichkeit vorschützend, eine so ungeheure Kriegssteuer herbeischaffen zu können.

Empört über diesen Widerstand, sandte Rudolph einen neuen Commissär, Johann Georg von Schwamberg, mit der Vollmacht ab, die renitenten Stände erst durch Güte, dann durch Androhung allerhöchster Ungnade und soldatischer Zwangsmittel zur Tragung dieses neuen Opfers zu bewegen. Diese mußten sich endlich dazu entschließen, sich mit dem Buchaim'schen Raubgesindel durch Auszahlung einer Entschädigung von zweimalhunderttausend Thalern im Wege gütlichen Vergleiches abzufinden. — — —

Während dieser und vieler anderen Calamitäten an allen Ecken und Enden Schlesiens, Mährens, Böhmens, Oesterreichs und Ungarns, die durch die Opfer und Folgen jenes langwierigen Krieges gänzlich ausgezehrt und heruntergekommen waren, beschäftigte sich Kaiser Rudolph mit Anselm de Boodt und einem andern Adepten mit der vergeblichen Aufsuchung des Steines der Weisen, in der trügerischen Hoffnung, mit Hilfe dieses Wunders alle Wunden seines Reiches zu heilen, alle Thränen seines armen Volkes zu stillen.

Dieser andere Adept, dessen wir soeben Erwähnung gethan, nannte sich Sendivogius. Sein eigentlicher Name war Michal Sensophar. — Geboren 1566 zu Sandec bei Krakau, soll er der uneheliche Sohn eines armen, schwer betrogenen Judenmädchens, welches Esther, und eines alten mährischen Edelmanns gewesen sein, welcher Jacob Sendimir hieß, die verführte Mutter in's Wasser stieß und, als er starb, aus Reue über diese That, ihrem Sohne ein Haus in Krakau hinterließ.

Sendivoj hatte im Jahre 1603 zu Dresden einen vom Churfürsten Christian II. grausam gefangenen Goldmacher, den Schottländer Alexander Seton, welchem die Habsucht des jungen Sachsen-Fürsten

auf der Folterbank das kostbare Geheimniß des Steines der Weisen erfolglos zu erpressen gesucht, durch allerlei List und Berauschung der Wachen aus einem ungesunden, von Ungeziefern aller Art übervölkerten Thurmgefängniß befreit, ihn und dessen Frau in sein Haus nach Krakau gebracht und nach dem am 21. Januar 1604 daselbst erfolgten Ableben Setons, aus Dank für die Pflege, die ihm in Sendivoj's Hause zu Theil geworden war, eine winzig kleine Dosis von Setons goldmachender Tinctur, eine Unze vom Steine der Weisen, geerbt. Nach dem Tode Setons hatte Sendivoj die Witwe des schottischen Adepten geheirathet und diese ihm als Mitgift (um derentwillen er die Alte mit in den Kauf genommen) nicht nur den ganzen Rest der Tinctur, sondern auch das geheimnißvolle Recept zur Zubereitung derselben in's Haus gebracht. *)

---

*) Dieß Recept bestand in einer alchemistischen, in lateinischer Sprache abgefaßten Handschrift. betitelt: Cosmopolitae novum lumen chymicum und handelt in zwölf Capiteln vom Steine der Weisen. Diese Abhandlung erschien zuerst, von Sendivoj herausgegeben, 1604 zu Prag. Die zweite Auflage, besorgt von Rudolphs Leibarzt, Martin Ruland, erschien zu Frankfurt am Main

Mit diesen drei Unzen der theils geerbten, theils erheiratheten Tinctur war er in den Stand gesetzt, fünftausend Theile Metalle zu veredeln, so daß jede Unze nach Schmieders Angabe *), einen Werth von 120,000 Thalern besaß.

Mit Hilfe dieses Reichthums hatte er bald nach seiner Verheirathung damit begonnen in Krakau einen fürstlichen Aufwand, einen wahrhaft sardanapalischen Luxus zu entfalten, sich als Entschädigung für seine schon ziemlich alte Frau einen kleinen Harem junger Odalisken zu halten und mit diesen, viel rascher als er es selbst geahnt, den größten Theil jenes unbezahlbaren Pulvers verschwenderisch wie Lucull zu verpulvern.

Als die drei Unzen in ganz kurzer Zeit bis auf einen kleinen Rest leichtsinnig vergeudet waren, hatte Sendivoj einen Ruf nach Warschau erhalten, um

---

1606; eine dritte zu Paris 1606, eine vierte zu Cöln 1610, eine fünfte ebendaselbst 1617. Eine deutsche Uebersetzung kam u. d. T.: „Chymisches Kleinod" zuerst (1681) in Straßburg und ein Jahr darauf in Frankfurt und Leipzig. In Paris erschienen vier französische Uebertragungen: 1609, 1618, 1629 und 1691 in 8°.

*) Siehe Geschichte der Alchemie, S. 366.

am Hofe Sigismunds III. mit Hilfe der Tinctur Beweise seiner Kunst abzulegen. Desnoyers, Geheimsecretär der Königin Maria Gonzaga, stellt dem Meister Sendivoj das Zeugniß aus, daß er in Gegenwart des ganzen Hofes Silber in Gold verwandelt habe. *)

Von Warschau war er nach Prag gekommen und auf dem Hradschin ein hochwillkommener Gast seit dem Augenblick, in welchem er dem Kaiser fast den letzten Rest jener Tinctur geschenkt, mittelst der Rudolph eigenhändig die Verwandlung unedeln Metalls in Gold vollzogen und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Transmutation überzeugt hatte.

Der Kaiser war über den glücklichen Erfolg dergestalt entzückt, daß er in demselben Zimmer, worin dieses Experiment stattgefunden, in eine der vier Wände eine Marmorplatte einsetzen ließ mit der durch Sendivoj's Tinctur vergoldeten Inschrift:

„Faciat hoc quispiam alius,
Quod hic fecit Sendivogius.“

---

*) Nicolas Lenglet du Fresnoy: Histoire de la philosophie hermétique, Band I, Seite 341.

„Mögen aber diese Verse immerhin schlecht sein,' schreibt Schmieder, ‚so sind sie doch Zeugen des Enthusiasmus, in welchen die Wirkung der Seton'schen Tinctur den Kaiser versetzt hatte. Insofern ist diese Tabula marmorea Pragensis für die Geschichte der Goldmacherkunst unendlich wichtiger als die Tabula smaragdina Hermetis*).'

Während Sendivoj in Folge jenes gelungenen Versuchs beim Kaiser im hohen Ansehen stand, schmachtete ein anderer sogenannter Adept, Philipp Jacob Güstenhöver, hochdeutsch Gossenhauer genannt, schon seit länger als Jahr und Tag im weißen Thurme des Hradschins.

Gossenhauer war Bürger und Goldschmied zu Strasburg. Einige ziemlich holperige Knittelverse,

---

*) Die Alchemisten behaupten, daß Letztere von dem ägyptischen Priester Hermes herstamme, in dessen Grabe man sie gefunden. Er soll das ganze Geheimniß der Alchemie als Inschrift in eine Tafel von Smaragd niedergelegt haben. Aber Niemand weiß, wo sie hingekommen. — Die Marmortafel aber in der Burg auf dem Hradschin will der obengenannte Desnoyers noch im Jahre 1650 an ihrer alten Stelle gefunden haben. Wer sagt uns, wo sie jetzt sein mag?

die der Cabinetspoet Mardochäus de Delle auf ihn gemacht, sind in der „Edelgeborenen Jungfrau Alchymia" abgedruckt und hier wörtlich wiedergegeben, und erzählen uns kurz und bündig die Geschichte dieses unglücklichen Strasburgers:

Goffenhauer, von Offenburg genannt,
Dem Kaiser Rudolpho wolbekannt,
Daß er in Alchymia erfahren wär,
Ganz fröhlich war der neuen Mähr'.
Sprach: Johann Franke, Du mußt hin,
Daß wir der Sachen werden inn'
Und erfahren den rechten Grund,
Drum säume Du nicht zur Stund!
Ein Gnadenpfennig mit Demant schun (schön!)
Sollt Du ihm verehren thun
Und sagen ihm, daß Wir begehren,
Seine Kunst gänzlich zu lehren.
Kann aber das nit geschieh'n.
Muß er unserer Gefangener sin.
Er ward in weißen Thurm gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Strasburg wieder gefangen.
Der Kaiser trug groß Verlangen,
Bis er wieder nach Prage kam.
Muß im weißen Thurme sitzen
Und vor großer Angst schwitzen
Was das End' wird weisen aus,
Erfahren wir aus Kaisers Haus.

Das Ende dieses Liedes ist rasch erzählt. Güsten-

höver erhielt niemals seine Freiheit wieder. Es nützte ihm nichts, daß er dem Kaiser ehrlich gestand, daß er die Goldtinctur, mit welcher er in Strasburg einige Proben abgelegt, von demselben Schotten Seton erhalten, von welchem sie (was aber weder dem Strasburger noch dem Kaiser bekannt war) Sendivoj geerbt hatte. Es nützte ihm nichts, daß er betheuerte, er habe das Pulver längst verbraucht. Der Kaiser wollte daran nicht glauben und beharrte in der vorgefaßten Meinung, dieser beispiellos verstockte Strasburger wisse mehr, als er eingestehen wolle. Der Unglückliche hatte noch von vielem Glücke zu sagen, daß Kaiser Rudolph, bei aller Härte dennoch menschenfreundlicher als jener sächsische Churfürst, ihn nicht eben so gut wie jenen armseligen Schotten Seton auf die Folter spannen, seine Glieder durch Schrauben auseinander renken und mit glühend gemachten Eisen kitzeln ließ.

Güstenhöver saß im weißen Thurme und pflegte sich dort besser als mancher Andere, der nicht Gold zu machen wußte und bei so harten Zeiten sich im eigenen Hause zu verpflegen im Stande war.

Während nun der Kaiser mit dem Polen Sendivoj Quecksilber tingirte und während sein Bruder Matthias und dessen ganzer Anhang zuerst in

Ungarn gegen ihn intrigirte, wuchs für Rudolph ein neuer Kummer in der Person des Sohnes Clelia's von Jahr zu Jahr drohender heran.

Don Cäsar, erzogen von einer italienischen Gouvernante, einem belgischen Hofmeister und einem französischen Federfechter, hatte sich, obgleich jetzt erst zwölf Jahre alt, von der Ersten die ganze Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres südlichen Temperaments, vom Zweiten die ganze Hinterlist und Heimtücke und von dem Letzten den ganzen Trieb zur Gefall- und Eroberungssucht in so hohem Grade angeeignet, daß diese keineswegs etwas Gutes verheißenden Eigenschaften bei ihm frühzeitig wie zur zweiten Natur geworden waren.

Schon bei Schilderung der Jugendjahre seines erlauchten Vaters hatten wir auf die verderblichen Einflüße der ersten Erziehung hingewiesen und manchen spätern Fehler, manche Untugend, die daraus hervorgegangen war, Jenen, die seine Erziehung am Hofe Philipps II. geleitet, wohl nicht mit Unrecht zur Last gelegt. Erziehung allein macht uns zu Menschen. Denn wie mancher Verbrecher wäre vielleicht ein Musterbild von Tugend, wäre er dazu erzogen worden.

Auch in der Erziehung der ersten Jugendjahre

Don Cäsars war ein so arger Mißgriff geschehen, daß die traurigen Folgen dessen, zur tiefsten Bekümmerniß des unglücklichen Rudolph, sich leider nur allzufrüh bemerkbar machten.

Der kleine, keineswegs unschöne Rothkopf, der mit drei Zähnen zur Welt gekommen war, entwikkelte eine ungewöhnliche Kraft und Stärke, gleichzeitig aber einen besonderen Hang zur Grausamkeit; Cäsar war frühzeitig zu einem kleinen Hercules herangewachsen, der sich in seinem zwölften Jahre schon so groß, kräftig und stämmig wie ein Jüngling mit achtzehn Jahren zeigte. Seine Hautfarbe war wie bei den Meisten, welchen die Natur rothe Haare verleiht, blendendweiß und von der Rosenfrische kerniger Gesundheit angehaucht. Alle Formen seines jugendlichen Körpers waren trotz des auffallend schnellen Wachsthums so straff, so rund und voll, daß er bei weiter fortschreitender Entwickelung ein nordischer Recke, ein Riese an Gestalt und Muskelkraft zu werden versprach. Seine Züge hatten, ob sie gleich nur wenig Milde besaßen, doch etwas Einnehmendes. Seiner Mutter gleichend, durfte er trotz seiner rothen Haare mehr interessant als schön genannt werden.

Seine moralischen Eigenschaften aber, die sich eben so schnell als seine physischen Kräfte entwik-

kelten, machten ihn schon in der zartesten Jugend zu dem, was die französische Sprache, bezeichnender als jede Andere, Enfant terrible nennt. Don Cäsar war naseweis, vorlaut, rechthaberisch, dreist, unverschämt, schadenfroh und vor Allem witzig. Schon als zehnjähriger Knabe durchschaute er die Schwächen seiner Gespielen wie die seiner Erzieher und es gewährte ihm ein eigenthümliches Vergnügen, diese Schwächen aufzudecken und sich über sie lustig zu machen mit so vieler Bosheit, daß der Kaiser die Schwäche besaß, die witzigen Einfälle des eben so muntern als wilden Knaben zu belachen, woher es kam, daß der Bursche immer dreister und eitler auf die Wirkung seiner Witze ward.

Rudolph mußte oftmals lachen, wenn er sah, wie der Junge schon frühzeitig den großen Herrn spielte und sich lustig machte über die alten Murrköpfe seiner nächsten Umgebung.

— Weißt Du, fragte er eines Morgens den Kaiser, was meine alte Gouvernante mir gestern Abend gesagt?

— Nun, Cäsar, was sagte sie Dir?

— Ich sei ein eigensinniger Patron, sagte sie, und hätte einen dicken Schädel.

— Und welche Antwort gabst Du ihr?

— Lieber doch einen dicken Schädel, sagte ich zu ihr, als gar keinen. D'rauf gab sie mir eine Ohrfeige. Ich wollte ihr nichts schuldig bleiben und gab ihr einen Fußtritt.

— Pfui, Cäsar, das war nicht schön von Dir.

— Aber recht war's, denn Don Cäsar läßt sich nichts gefallen. Ich habe dem Hofmeister, der mich fortwährend mit dem Auswendiglernen lateinischer Vocabeln quält, gestern auch einen guten Streich gespielt.

— Erzähle, dreister Bursche, sprach der Kaiser.

— Wie heißt die Blume auf lateinisch? fragte er. Flos, sagte ich ärgerlich darüber, daß er mich beim Fliegenfangen gestört. — Wie heißt der Ochse? fuhr er zu fragen fort. Bos, gab ich zur Antwort. — Und wie heißt der Esel? fragte er weiter. Ich gab ihm mit der Fliegenklappe einen Schlag auf seinen dicken Wanst und sagte: Der Esel heißt so wie Du!

— Das war nicht recht von Dir!

— Warum frägt er mich so dumm!

Wenig Tage später erzählte der ungerathene Junge:

— Heute Morgen hatte ich Streit mit meinem Fechtmeister.

— Was that er Dir zu Leide?

— Er schalt mich faul und ungelehrig! Das konnte ich mir als Don Cäsar nicht gefallen lassen.

— Und was thatest Du, großer Wildfang?

— Ich versetzte ihm mit meinem Rappiere einen herzhaften Stich in die Wade. Der Franzose schrie Zeter und Mordio. Nun, warum habt Ihr nicht besser parirt? Ich wollte Euch damit bloß beweisen, daß ich weder faul noch ungelehrig bin.

— Cäsar, Du bist ein arger Taugenichts! Du hättest Deinen Lehrer verwunden können!

— O glaube das nicht. Ich weiß recht gut, daß der spindeldürre Franzose ausgestopfte Waden hat. Betrachte dagegen die Meinigen. Junge, sagte neulich meine Gouvernante, Du hast Waden wie ein Bär. Siehst Du, das verdroß mich. Lieber Bärwaden, als gar keine, Signora, gab ich ihr zur Antwort und freute mich, als ich sah, daß sie aus Aerger darüber so roth wurde wie Dein langer Kaisermantel.

Rudolph, unwillig über die Verwegenheit des Knaben, entgegnete:

— Du bist ein tolles, ungerathenes Kind.

— Ich bin kein Kind mehr, Vater!

— Ei, was denn sonst?

— Ich bin Don Cäsar, und der Hofmeister, den ich neulich einen Esel genannt, hat gestern mir erzählt: Ganz so wie ich habe einst auch ein römischer Kaiser geheißen, der von sich selbst: Veni, vidi, vici, ich kam, ich sah und siegte, gesagt haben soll. Auch ich will einmal Kaiser werden!

Rudolph erschrack über diesen Wunsch des ehrgeizigen Schlingels.

— Bleibe lieber das, was Du bist!

— Vorhin nanntest Du mich einen Taugenichts. Soll ich denn das immer bleiben?

— Du hast wenigstens allen Anschein dazu...

— Ich will Dich Lügen strafen, und Kaiser werden wie Du!

Der frühzeitig entwickelte Ehrgeiz dieses Knaben beunruhigte den Kaiser seit jenem Augenblicke. Er behandelte ihn seitdem mit größerer Strenge, belachte keinen seiner Einfälle mehr und vermied es jetzt mehr als bisher sich mit ihm zu unterhalten.

Der schlaue Bursche, dem diese plötzliche Umwandlung sehr bald aufgefallen war, sagte eines Morgens vor dem Spiegel stehend und, eitel wie ein schmucker Page, sich die langen rothen Haare aus der Stirne kämmend:

— Man ist seit einiger Zeit sehr finster und

mürrisch gegen mich. Ich glaube gar, man fürchtet sich! Nun, meinetwegen, ich gräme mich nicht! — Cent mille diables! fuhr er in seinem erbaulichen Selbstgespräche fort, sich im Spiegel betrachtend, ich gefalle mir! Täglich werde ich größer und stärker, und wenn ich so fort wachse, werde ich bald ein großer Mann und, wie meine alte Gouvernante, die weder Zähne noch Waden hat, mir oft genug sagt: ein Liebling aller hübschen Mädchen werden. Und darauf freue ich mich schon jetzt; denn auch ich liebe die Mädchen, besonders wenn sie hübscher sind als meine zahn- und wadenlose Gouvernante, die mich gleichfalls zu lieben scheint; denn sie streichelt, so oft ich's ihr erlaube, meine frischen rothen Wangen und sagt dann zärtlich: Don Cäsar ist ein schmucker Knabe! O das haben mir schon viele Mädchen gesagt! Wenn ich nur erst älter bin! Ich werde allen jungen Damen des Hofes die Cour und über die Alten mich gehörig lustig machen. Kein Weiberherz soll mir widerstehen können. Denn ich heiße, wie jener große Heide Cäsar. Sein Wahlspruch soll auch der Meine sein: Veni, vidi, vici! Es ist doch gut, daß der dicke Hofmeister mir dieß gesagt hat. Ich will diese Worte nicht vergessen!

Sechsstes Capitel.

Die Erscheinung des Kepler'schen Kometen.

Jetzt war das Jahr 1607 herangerückt.

Auch dieses Jahr flocht, wie das alte, neue Dornen in die Krone des Kaisers und grub neue Besorgnisse, neue Leiden, neuen Kummer in die Stirne des unglücklichen Monarchen, dessen spärliches Haar frühzeitig erbleicht war.

Gleich zu Anfange dieses Jahres erschien am Himmel der von Tycho de Brahe und Johannes Kepler vorherverkündete Komet. Er war derselbe, den man zuerst 1531 beobachtet hatte und der, 1681 zum dritten Male wiederkehrend, von dem Engländer Edmund Halley näher berechnet, des Letzteren Namen annahm und seitdem als Halley'scher Komet bekannt ist.

Die Erscheinung dieses Kometen erregte 1607 in ganz Prag, vor Allem aber auf dem Hradschin, einen hohen Grad von Bestürzung. Der Kaiser, der im Vereine mit Kepler vom Balcone des Belvedere ihn beobachtete, betrachtete ihn als Vorboten trauriger Ereigniße, die über seinem Haupte zusammenbrechen würden, und versank darüber in so tiefe Schwermuth,

daß kein Trost, keine Beruhigung es vermochte, ihn auch nur theilweise aufzuheitern.

Der Kaiser ließ seinen Astronomen, Johannes Kepler rufen.

Wenig Augenblicke später erschien der Verlangte.

— Ich mag es Euch nicht bergen, Meister Johannes, daß die Erscheinung des von Euch so richtig vorausbestimmten Kometen mich sehr beunruhigt.

— Warum? fragte Kepler, mit einem Lederfleck das Glas eines großen Fernrohrs reinigend.

— Weil ich, aufrichtig gestanden, in diesem Schweifsterne den Vorläufer trauriger Ereignisse, die meiner harren, zu erblicken glaube.

— Kaiserlicher Herr, gestattet mir eine Frage. Glaubt Ihr, dieser Komet, der Euch so unnütze Furcht einzujagen scheint, sei einzig und allein nur für Euch erschienen? Er ist von einem Ende der Welt bis zum Andern zu sehen und wenn jeder Einzelne dächte, wie Ew. Majestät, dann müßte er ja die ganze Welt in Angst und Schrecken setzen. Geruhet, kaiserlicher Herr, Euch zu beruhigen. Dieser Stern verfolgt ruhig seine Millionen Meilen lange Bahn, unbekümmert um das Leben und Treiben des Einzelnen wie der ganzen Menschheit. Er durchläuft seinen ihm von der Natur mathematisch streng

vorgezeichneten Weg und nimmt weniger Notiz von uns, als wir von ihm nehmen. Ich gehöre nicht, wie mein großer unsterblicher Vorgänger, dessen hohe Verdienste ich dankbar anzuerkennen weiß, zu der Zahl jener Astronomen, die den Sternen irgend einen Einfluß auf das menschliche Schicksal einräumen. Sie wandeln rastlos wie die Erde und stehen niemals still. Jeder jener Myriaden Sterne ist ein leuchtendes Zeichen für die unläugbare Wahrheit, daß Alles in der Natur auf Bewegung hinweist: Fortschritt ist Leben, Stillstand ist Tod!

— In diesem Falle müßten ja auch die Fixsterne sich bewegen . . .

— Majestät, das glaube ich allerdings, wie ich auch das glaube, daß, wiewohl alle zu Einem Systeme gehören, sich doch jeder Einzelne unter ihnen nach eigenen, für das menschliche Auge unerforschlichen Gesetzen bewege.

— Ihr glaubt also, daß Kometen keine schlimme Vorbedeutung sind? meinte Rudolph, wieder zur Hauptfrage zurückkehrend.

— Ich halte dieß, gnädigster Herr, für Aberglauben. Ich aber glaube nur das, was ich begreife.

— Ihr sprecht wie ein tiefer Denker! Doch

vermag ich Euch nicht beizupflichten. Ich begreife Manches nicht und dennoch glaube ich daran.

— Der Himmel erhalte Euch diesen tröstenden Glauben; denn er ist's, der uns selig macht.

Bald darauf erschien Gräfin Magdalena. Kepler fühlte, daß seine Gegenwart überflüßig, und darum wollte er sich entfernen.

— Bleibt, Meister, wenn ich bitten darf. Eure gelehrte Gesellschaft wird ihr erwünscht und angenehm sein.

— Störe ich? fragte die eintretende Freundin.

— Geist und Schönheit stören uns niemals, sprach der galante Fürst.

— Gnädigster Herr, dann muß ich augenblicklich umkehren, entgegnete Magdalena.

— Beweist nicht schon diese Antwort allein, daß Ihr Geist besitzt? Tretet vor den ersten besten Spiegel und er wird Euch sagen . . .

— Daß Kaiser Rudolph ein Schmeichler ist, ergänzte die Gräfin. Meister Johannes Kepler, ich grüße Euch!

Der Gelehrte verneigte sich ziemlich unbeholfen und verlegen.

— Sagt mir, Gräfin, fragte Rudolph, jagt

auch Euch die Erscheinung jenes Kometen Furcht und Schrecken ein.

— Majestät, erlaubt mir ein offenes Geständniß. Ich weiß nicht, was Furcht ist.

— Wie, fürchtet Ihr denn gar nichts?

— Ich fürchte nichts als die Furcht!

— Einst lernte ich dieß von meinem Lieblingslöwen! Und dessen ungeachtet habe ich niemals so viel Kraft gehabt, die kluge Lehre meines muthigen Ottakars zu befolgen. Die Furcht ist manchen Menschen angeboren.

— Furcht ist eine Tochter des Gewissens.

— Und was, Gräfin, ist das Gewissen?

— Ich könnte die Beantwortung Eurer Frage, Meister Kepler, mir sehr erleichtern und Euch erwidern: Gewissen ist die Mutter der Furcht. Aber ich liebe nicht jene Phrasen, die sich bequem wie Handschuhe umkehren lassen. Gewissen ist, nach meiner Ansicht, die Rechenschaft, die wir uns selbst gegenüber ablegen. Das, was wir Stimme des Gewissens nennen, ist das Facit jener Rechenschaft.

— Nach Eurer Ansicht entspränge die Furcht also nur aus dem Facit eines bösen Gewissens? Das aber scheint mir nicht ganz richtig. Wie mancher zum Beispiel fürchtet sich vor einem Löwen, weil er

glaubt, daß dieser ihn zerreißen könne. Diese Furcht entspringt nicht aus dem Gewissen, sondern aus Vorahnung einer sichern Gefahr. Nach meiner Ansicht, Gräfin, ist Furcht nichts weiter als Mangel an Muth.

— Meister Kepler spricht ganz aus meiner Seele.

— Furcht haben, Majestät, hieße also nach Eurer Ansicht, nichts Anderes, als sich der Muthlosigkeit anklagen?

— Allerdings, gestand offenherzig genug der Kaiser.

— Was aber wäre wohl im Stande uns mehr Muth einzuflößen als ein gutes Gewissen?

— Verzeiht, Gräfin; selbst ein Mensch mit dem reinsten Gewissen kann vor einem reißenden Thiere erzittern. Furcht ist nichts weiter als Schwäche!

— Und nur aus Schwäche, bekannte Rudolph, fehlt es Manchem an Muth

— Ich nehme gern Belehrung an, sagte die Gräfin. Wer aber, fragte sie, kann seine Schwäche so weit ausarten lassen, sich vor einem Kometen zu fürchten, der — Meister Kepler mag es wissen wie viel — Millionen Meilen von unserm Erdenrund entfernt sein mag? Ich bitte, Majestät, beruhigt Euch. Nicht

die Sterne, nur die Menschen können uns gefährlich werden. Mehr als alle Kometen des Himmels sind nur Jene zu fürchten, die mit ihrer eigenen Furcht auch den Muth Anderer anzustecken drohen. Laßt den Kometen ruhig seine Bahn verfolgen, wappnet Euch mit Muth und Frohsinn und werdet ruhig, werdet glücklich.

— Jetzt bin ich es! sagte Rudolph.

Und nachdem Kepler sich entfernt hatte, ergriff sie den Arm des Kaisers und führte ihn in's Treibhaus, in welchem sie kurz vorher gewesen war.

— Heute ist mein Geburtstag, sagte Magdalena. Eure Huld hat mich reich beschenkt. Aber wollt Ihr mich glücklich machen, dann pflückt hier diesen Zweig für mich.

— Doch warum gerade diese unscheinbare Blume?

— Es ist die erste Myrthenblüte dieser Jahreszeit.

‚Diese unscheinbare Blume,
Abgepflückt von Rudolphs Hand.
Ist mir lieber, ist mir werther,
Als der Schätze bunter Tand.‘

— Ihr seid heute reizender als je, sprach der Kaiser, pflückte den blühenden Myrthenzweig und

flocht ihn, ihre Stirne küssend, in die schwarze Fülle ihres Haares.

Dort glänzte die weiße Blüthe wie ein hell leuchtender Hoffnungsstern im Dunkel der Nacht.

Siebentes Capitel.

Befreiung des Gefangenen auf Elbogen.

Georg Popel von Lobkowic, dem während der letzten zwei Jahre in seinem Kerker, durch Fürsprache der Gräfin Magdalena, manche wohlthätige Erleichterung seiner in früherer Zeit grausam harten Gefangenschaft zu Theil geworden war, hatte Bücher zum Lesen erhalten, manchen Trost daraus geschöpft und trug seitdem die Prüfung, die das Schicksal über ihn verhängt, mit der ganzen Entsagung eines gottergebenen Herzens. Das menschliche Gefühl ist ein so großer Sclave seiner Gewohnheiten, daß diese ihm nach zwölf Jahren selbst die Mauern eines Kerkers erträglich machen.

Außer dem Genuße der Bücher, die ihm verabfolgt wurden, hatte der Kaiser, wieder auf Magdalenens Bitte, sowohl dem Gefangenen als seiner

Tochter die Begünstigung ertheilt, daß sie allmonatlich einmal an ihren Vater schreiben und dieser ihr ebenso oft antworten durfte. Freilich mußte dieser Briefwechsel durch die Hand des Schloßhauptmannes gehen, welcher beauftragt war, jedes Schreiben, das von Eva ankam, wie jedes, das an sie abging, zuvor zu prüfen, ob es nichts enthalte, was dem Staate gefährlich werden könnte. Aber trotzdem, daß Vater und Tochter sich nichts schreiben konnten, was nicht auch Jener wissen durfte, gewährte dieser briefliche Austausch ihrer Gedanken und Gefühle Beiden doch so viel Trost und Beruhigung, daß sie der Gräfin für diese Wohlthat dankbar verpflichtet waren.

Am Letzten jeden Monats war es (freilich erst seit zwei Jahren) der Tochter gestattet, sich brieflich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen und in den nächsten Tagen war es ihm vergönnt, ihren Brief beantworten zu dürfen.

Beide schwebten in Todesangst, wenn die heißersehnte Nachricht einen Tag länger als gewöhnlich ausblieb. Die Ankunft jedes neuen Schreibens war für Vater und Tochter ein gleich hoher Festtag. Jeder dieser Briefe wurde von Beiden zehn Mal und noch öfter gelesen bis zu jenem Tage, an welchem ein neuer ankam und der vorletzte dann zu

den Uebrigen gelegt ward. Wer weiß es nicht, welche Fülle süßen Trostes uns die Zeilen einer theuern Hand gewähren! Derlei Briefe sind die Brücken, die sich die Sehnsucht liebender Herzen über die Klüfte der Entfernung bauet, um sich, wenn auch meilenweit entfernt, doch geistig immer nah' zu bleiben.

Es sei uns vergönnt, von der Perlenschnur dieser zärtlichen Briefe Jenen abzulösen, den Eva nach ihrer Wiedergenesung schrieb.

,Bilin, am 30. April 1607.

Durch den Brief meiner Tante, bester Vater, wirst Du erfahren haben, daß ich bald nach Weihnachten schwer erkrankt war. Der Himmel hat nach vier Monaten mich genesen lassen, um vielleicht neue Prüfungen über mich zu verhängen. Doch glaube ja nicht, daß Dein Kind, durch die Schläge des Schicksals niedergebeugt, kleinmüthig geworden ist und sein Vertrauen zu der Weisheit und Barmherzigkeit der göttlichen Vorsehung verloren hat. Jene frommen Lehren, die Du mir in jedem Deiner lieben Briefe wiederholt an's Herz gelegt, haben mein Gottvertrauen erhöht und mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß wir Alles, was der unerforschliche Rathschluß des Ewigen über uns verfügt, mit christlicher

Ergebung ertragen sollen. Wen Gott liebt, den züchtigt er, um dessen Vertrauen zu prüfen; und mag diese Prüfung uns auch manchmal hart erscheinen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß wir aus jeder neuen Prüfung, die wir mit frommer Hingebung ertragen, geläuterter und würdiger des Gottes, der uns prüft, hervorgehen. Hat nicht die schwerste aller Prüfungen Gottes Sohn am Kreuze der Pharisäer mit himmlischer Geduld ertragen? Und fordert uns dieß leuchtende Beispiel nicht mehr als jedes Andere zur Nacheiferung auf? Wir wollen also nicht murren, mein Vater, und uns jeder neuen Prüfung mit starkem Muthe und unerschütterlichem Gottvertrauen unterwerfen! — Alles, was wir hier auf Erden während der kurzen Spanne Zeit, die wir Leben nennen, unverdient erdulden müssen, wird uns durch die göttliche Großmuth des gerechten Richters jenseits des Grabes, auf einem schönern Sterne, in jenem ewigen Leben, das wolkenlos an uns vorüberzieht, millionenfach vergolten werden. Und darum, mein guter Vater, setze ich all' mein Hoffen auf jene andere Welt, in der wir uns einst am Throne Gottes wiedersehen und unsere Stimmen dankerfüllt in das Halleluja zahlloser Engelschaaren

mischen werden, welche die Weisheit und Güte des Herrn preisen.

Es giebt Leute, die mir den Vorwurf machen, daß ich weder fromm, noch gottesfürchtig sei, weil ich, alleinstehend, mich und meinen Kummer nicht in den Mauern irgend eines Klosters vergraben habe. Diese Leute — Gott weiß es! — thun mir Unrecht. Statt jene Spanne Zeit, die Gott mir zugemessen, in einem Kloster zu vertrauern, habe ich — Dank Deiner weisen Ermahnung! — soviel Kraft in mir aufgesammelt, um mein Leben besser als bloß in Gebet und Kasteiung hinzubringen. Seit Jahren habe ich mich daran gewöhnt, neuen Trost und neue Stärkung, selbst im schwersten Ungemach, in der Ausübung der christlichsten aller Tugenden zu suchen und — Dank ihr! — sie auch in so reichem Maaße zu finden, daß diese Tugend der starke Stab ist, der mich bei allen Stürmen des Lebens aufrecht erhält. Diese Tugend, Vater, ist das Mitleid, das Mitleid mit dem Kummer Anderer und das süße, heilige Bedürfniß, die Thränen seiner Nächsten früher als die eigenen wenn auch nicht ganz zu stillen (denn das vermag nur der Eine!), doch, so weit es im Bereiche meiner schwachen Kräfte liegt, thielweise wenigstens zu trocknen. Für Deine schwergeprüfte Tochter,

bester Vater, giebt es kein tröstenderes Bewußtsein als jenes: nach Kräften wohlzuthun und, wenn auch in kleinem Kreise nur, mit treuer Schwesterliebe sich der drückenden Noth und Sorge leidender Mitbrüder anzunehmen, ihnen mit Rath und That hilfreich beizustehen, ihnen Vertrauen zu Gott, Vertrauen zu einer bessern Zukunft einzuflößen.

Seitdem der Wille der Vorsehung Deine arme Eva von dem liebsten und zärtlichsten aller Väter getrennt, sucht sie rastlos die Stätten verschämter Armuth, das Lager hilfloser Kranken auf, um das Wenige, was ihr geblieben ist, mit den Leidenden zu theilen und, wenn auch nicht überall Hilfe, (denn dazu ist sie zu arm) doch überall wenigstens den himmlischen Balsam des Trostes, (denn daran ist sie überreich!) die Aussicht auf ein Besserwerden zurückzulassen.

So ist Deine Tochter, ohne in's Kloster gegangen zu sein, eine Art Nonne, eine Mutter der Armen, eine Pflegerin der Kranken, eine Trösterin aller Leidenden geworden, die, unterstützt von dem Rathe, dem Wissen und der Menschenliebe des treuesten Deiner Freunde, des Doctors Johannes Jessenius, sich das Zeugniß geben darf, daß sie im Stillen, ohne Geräusch und ohne Anspruch auf

Dank, schon manchen Kummer erleichtert, schon manche Thräne getrocknet hat. Wohlthun macht uns stark und froh. Froh, sage ich, guter Vater, ohne befürchten zu müssen, Dich durch dieses Wort zu kränken oder mich bei Dir in den Verdacht unkindlicher Theilnahmslosigkeit zu bringen. Bei aller Trauer, in der mein Herz wie jeder meiner Sinne versunken ist, giebt es in meinem traurigen Dasein doch manchen Lichtblick, der mich heiter, ja sogar seelig macht, weil ich mir sagen darf, daß ich Deinem Namen wenigstens keine Schande mache. Die Anstalt, die ich in Raudnic in's Leben gerufen und zu Ehren meiner hochherzigen Freundin „Magdalenen-Stift" genannt, gedeiht durch die reiche Beisteuer der Gräfin und durch meine Bemühungen, diesem Stifte immer neue Gaben zuzuführen, so vortrefflich, daß ihr möglich geworden ist, schon manches Gute zu wirken. Dieses Stift ist meine höchste Freude.

Seit acht Tagen fühle ich meine Kräfte so rasch zunehmen, daß es mir bald vergönnt sein wird, nach Prag an das Lager meiner armen Kranken, die mich erwarten, zurückkehren zu können.

Bei meinem ersten und leider wohl auch letzten Besuche in Deinem Kerker hatte ich unter tausend Wünschen, die mein Herz in das Deine ausgeschüttet,

eine Bitte vergessen, deren Erfüllung Deine Liebe mir sicher nicht versagen wird.

Schicke mir eine Locke Deines Haares. Ich will sie wie eine heilige Reliquie bewahren. Tag und Nacht soll sie in dem kleinen Medaillon, das meine selige Mutter in ihrer Sterbestunde mir geschenkt, auf meinem treuen, voll heißer Kindesliebe erfüllten Herzen ruhen und für kommende Tage neuer Prüfungen ein Talisman sein, der mich gegen Kleinmuth schützen, ein Amulet, das mir, so oft ich wanke, neue Kraft, neuen Muth einflößen soll zur Fortsetzung dieser dornenvollen Pilgerfahrt.

Es küßt Dich tausend, tausend Mal

Deine stolze Tochter

Eva.'

Man höre nun auch die Antwort:

,Elbogen am 9. Mai 1607.

Meine liebe Tochter wird in Angst und Sorge geschwebt haben, daß ich sie vier Tage auf Antwort harren ließ. Auch ich, theuere Eva, war die letzten vierzehn Tage, wenn auch nicht gefährlich krank, doch wenigstens sehr unwohl. Meine zwölfjährige Gefangenschaft, meine sitzende Lebensweise, der Mangel an Bewegung mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, in mir den Keim einer Krankheit

zu legen, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr entwickelt hat. Die Aerzte nennen sie Hydrops pectoris*). Ich fühle, daß mein Athem von Tag zu Tage kürzer und beklommener und der Husten, der mich peinigt, immer heftiger wird. Aber trotz aller Leiden und Schmerzen verzweifle ich nicht. Ich trage sie mit christlicher Geduld und tröste mich mit dem Gedanken, daß die Vorsehung diese Krankheit nur darum über mich verhängt hat, um durch sie meine Qual abzukürzen, die Riegel meines Kerkers zu sprengen und den unsterblichen Geist aus der staubgeborenen Hinfälligkeit des irdischen Daseins hinaufzutragen in die Wohnungen des ewigen Lichtes und der Wahrheit; denn wo die Wahrheit, da ist auch Gott und wo Gott thront, thront auch die wahre Freiheit.

Ich fühle, meine gute Tochter, daß mein Leben raschen Schrittes bergab geht und bald jenes friedlich-stille Thal erreichen wird, das man das Jenseits zu nennen pflegt. Ich gehöre — Dank dem Glauben, der mich beseelt! — nicht zu jenen Feiglingen, die vor dem Endziel der irdischen

---

*) Brustwassersucht.

Wanderung ängstlich zurückbeben und in dem Manne mit der Sense und der abgelaufenen Sanduhr einen mitleidslosen Feind erblicken, der mit seinem Fuße die ganze Saat des Lebens niederdrückt; für mich, meine engelfromme Eva, ist der Tod ein theilnahmsvoller Freund, der mich aus dem Dunkel der Nacht einem abendlosen Morgen entgegenführt. Ich grüße in jedem Grabe die Wiege eines neuen, von den Schlacken der irdischen Sünde geläuterten, unvergänglichen Lebens in jenen lichtumflossenen Räumen, in welchen wir die Theueren, die uns vorausgegangen sind und die uns sehnsüchtig erwarten, nach langen Jahren bitterer Trennung endlich wiedersehen dürfen.

Bald, mein herziges Kind, wird es auch Deinem Vater vergönnt sein, sein heißgeliebtes, unvergeßliches Weib, die Mutter seiner einzigen Tochter, wiederzusehen. Benigna — ich ahne es – wird zuerst nach ihrer Eva fragen, die dort unten ohne Mutter, ohne Vater zurückgeblieben ist; und aus diesem Grunde freue ich mich schon jetzt auf den Augenblick, in welchem ich Deiner frommen Mutter werde sagen können: Unsere Eva, die Dich nie vergessen hat, macht Deiner Erziehung, unserm Namen solche Ehre, daß Jeder, der ihr edles, reines

Herz kennt, ihr das Zeugniß giebt, daß sie die Erbin aller Tugenden ihrer Mutter ist. Wie groß wird dann ihr Stolz, ihre Freude, ihr Entzücken sein! — Für immer vereint, werden wir an den Stufen des Thrones, der alle Andern überdauert, unser gemeinsames Gebet für unser einziges Kind niederlegen und das ganze Füllhorn des Segens Gottes auf Dich herabflehen.

Du ersiehst aus den Freuden, die meiner harren, daß ich durchaus keinen Grund habe, der Ankunft jenes ewigen, unausbleiblichen Pilgers, der sich Tod nennt und der Einen nach dem Andern aus dem irdischen Jammerthale der Thränen in die paradiesischen Gefilde uferloser Seligkeit abruft, mit Zittern und Zagen entgegen zu sehen.

Das Einzige, was im Stande wäre, mir die letzten Augenblicke des Abschieds von Dir, die Du meine ganze Welt und meine einzige irdische Freude bist, erschweren könnte, wäre der Gedanke, daß der Tod, den ich so inbrünstig herbeiwünsche, Dich betrüben möchte. Und darum bitte ich Dich schon jetzt, daß Du Dir und mir stillschweigend gelobst, Dich nicht zu grämen, wenn Du eines Tages erfährst, daß der Wunsch Deines Vaters erfüllt und seine Sehnsucht nach dem Wiedersehen Deiner Mutter

endlich gestillt ist. Nicht die Hingeschiedenen, nur die Zurückgebliebenen sind zu beweinen. — Versprich mir also schon jetzt, mit dem Geschicke, das Dir Deinen Vater entführen wird, nicht zu grollen, Dich zu trösten und Dir Dein Leben, das ein ununterbrochenes Wohlthun ist, zum Troste und zur Hilfe Deiner leidenden Mitbrüder noch recht viele Jahre zu erhalten. Solltest Du Deinem Vater frühzeitig nachfolgen, dann müßte er Dir zum ersten Male zürnen, weil Dein rascher Tod ihm beweisen würde, daß Du den letzten und heißesten seiner Wünsche nicht erfüllt hast.

Also lebe noch lange, mein Kind! Fahre fort, in Deinem kleinen Kreise Gutes zu erstreben und überall zu helfen, wo Du es vermagst. Ich sage Dir nicht, daß Wohlthun auf Erden dort oben reiche Zinsen trägt; denn ich weiß, daß Eva nicht zu Jenen gehört, die nur Aussicht auf Belohnung zur Ausübung edler Thaten anspornt; ich weiß, daß das Wohlthun Deiner Seele ein Bedürfniß ist, gleichwie es der Blume, die Gott wachsen läßt, Bedürfniß sein muß, ihren Duft zur Erquickung Anderer, und nicht zur Befriedigung ihrer eitlen Selbstsucht auszuathmen. Auch sie macht keinen Anspruch auf Dank und Lohn; es genügt ihr das schöne Bewußtsein, ihre Schuldigkeit

erfüllt und nur für Andere, nicht für sich allein, gelebt zu haben.

Du batest mich um eine Haarlocke. Ich sende sie Dir mit meinem Segen und dem tiefinnigsten Wunsche, daß ihr silberner Glanz Dir Glück bringen und in Stunden der Entmuthigung immer neuen Trost gewähren und neues Vertrauen einflößen möge zu der Hilfe Gottes, der Dich in seinen heiligen Schutz nehmen und einst aus den dornenvollen Drangsalen des irdischen Daseins in das ewige Blüthenreich des Jenseits, in die Arme Deiner Eltern zurückrufen wird.

Auf Wiedersehen in einer schönern Welt! Bis dahin aber lebe wohl, mein frommes Kind, und bete für die letzten Stunden Deines Vaters, der stolz auf das Bewußtsein ist, der Welt einen solchen Engel zurückzulassen.

Es küßt und segnet Dich

Dein glücklicher Vater

Georg Popel v. Lobkowic.'

Dieser Brief war gleichzeitig sein Testament, der Letzte, den Eva von ihrem Vater erhielt; denn schon achtzehn Tage später, am 27. Mai 1607, sprengte die ‚mächtige Sense des unausbleiblichen Pilgers' die Riegel seines Kerkers und erlöste ihn

aus den Ketten seiner fast dreizehnjährigen Gefangenschaft. Er starb, nachdem er den letzten Trost der Kirche empfangen, trotz der schwersten Leiden und der heftigsten Schmerzen, gefaßt und ruhig, und seine Seele schwang sich wie ein mit den glänzendsten Farben geschmückter Schmetterling zu dem blauen Aether, zu den lichten Himmelshöhen empor. Seine irdische Hülle aber blieb auf der Erde zurück und bewahrheitete den demüthigen Sinnspruch seines Stammes:
— Asche bin ich, Asche werd' ich! — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Als Kaiser Rudolph die Nachricht vom Tode seines vermeintlichen Feindes erhielt, wollte er nicht daran glauben, daß Popel von Lobkowic so frühzeitig und plötzlich seinem Kerker entronnen war. Nicht aus unmenschlichem Rachedurst (wie mancher Gegner Rudolphs zu behaupten gewagt), sondern um sich Ueberzeugung von der ihm unglaublichen Wahrheit jener Trauerkunde zu verschaffen, soll er in der ersten Bestürzung den Befehl ertheilt haben, den Leichnam des Verstorbenen öffnen zu lassen, um sich selbst und seinen Gegnern untrügliche Gewißheit zu verschaffen, ob sein Gefangener eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sei.

Jessenius, der die Leiche geöffnet, mußte schriftlich

bestätigen, daß der ehemalige Obersthofmeister nicht als Opfer einer hinterlistigen Vergiftung, sondern an der Brustwassersucht hingeschieden war.

Gleichzeitig hatte der Kaiser das Haupt vom Rumpfe trennen lassen, nicht aus grausamer Tyrannei, sondern in Anwandlung eines Gefühles bitterer Reue, die ihn in dem Augenblicke überfiel, als er die Botschaft von dem Ableben seines Feindes erfuhr.

Popels abgetrenntes Haupt mußte ihm sogleich überbracht werden, nicht um sich an den Zügen des Todten zu weiden, sondern um seiner tiefen Reue eine Art von Genugthuung zu verschaffen; denn als das frühzeitig gealterte Haupt mit dem schneeweißen Haare, auf einem schwarzen Sammetkissen ruhend, vor des Kaisers Blicken enthüllt ward, sank Rudolph, vom zermalmenden Schmerze erfaßt, in Ohnmacht, und kam erst nach und nach wieder zu sich.

— Sollte das, dessen Deine Feinde Dich angeklagt haben, wahr gewesen sein, dann vergebe ich's Dir von ganzer Seele! Solltest Du aber unschuldig gelitten haben — und fast glaube ich es jetzt! — dann, armer Freund, vergieb mir mein schweres Unrecht und trage mir dort drüben, wo ich Dich wieder zu sehen hoffe, keinen Haß nach!

Dann ließ er das Haupt wie den übrigen Theil

von Georgens irdischen Ueberresten auf dem Hradschine im Sct. Veits-Dome, in aller Stille begraben.

Einige Tage darnach schrieb er an Eva:

„Der Tod Eures unglücklichen Vaters hat mich in gewiß nicht minder tiefe Trauer und Bestürzung gesetzt, als Euch selbst. Eva hat einen edlen Vater und die Krone — ich fühle es leider zu spät! — einen ihrer treuesten Unterthanen verloren. Mögen das, was ich an ihm und Euch verbrochen, Jene verantworten, die den unheilbringenden Argwohn geweckt und durch Verläumdungen tausendfacher Art mehr und mehr in mir bestärkt haben! Irren, Eva von Lobkowic, ist menschlich! Und auch der Kaiser ist nur Mensch!

Um aber das harte Unrecht, das ich in Eurem Vater auch Euch zugefügt, so weit als es mir möglich ist, wieder gut zu machen, habe ich beschlossen, von den confiscirten Gütern Eures Vaters jene, welche nicht verkauft, sondern nur zeitweilig verpachtet sind, Euch innerhalb dreier Jahre zu Eurer Verfügung zu stellen.

Außerdem bitte ich Euch, einen Beitrag von zwölftausend Schock, den ich für das von Euch zu Raudnic in's Leben gerufene Magdalenen-Stift angewiesen habe, nicht zurückzuweisen.

Ich bitte Gott, daß er Euch in seine heilige Obhut nehme und Euch noch lange zum Troste fremden Leidens erhalten möge!

Euer Euch wohlgeneigter Kaiser
Prag, am 8. Juni 1607.

Rudolph m/p.'

Bald darauf kam die nachfolgende Antwort:

,Mein Kaiser und Herr!

Zum letzten Male naht die ehrfurchtsvoll Unterzeichnete dem Throne Ew. kaiserlichen Majestät, um an den Stufen desselben den Ausdruck tiefgefühlten Dankes für die Theilnahme niederzulegen, die Ihr über das Hinscheiden meines heißgeliebten Vaters seiner gramgebeugten Tochter erkennen zu geben geruht habt.

Es gewährt ihr in ihrem tiefen und gerechten Schmerze eine wohlthuende Beruhigung, zu wissen, daß Ew. Majestät, durchdrungen von der ganzen Schwere des Irrthums, in welchem die Gegner des Hauses Lobkowic das Urtheil Kaiser Rudolphs so lange Jahre hindurch befangen hielten, jetzt zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß seine heimlichen Ankläger, deren Namen er nie erfahren und die man ihm nie gegenüber gestellt, ein großes, nicht mehr gut zu machendes Unrecht angethan haben. Wie

dankbar die unglückliche Tochter dieses hart geprüften, schwer verkannten und leider nur zu spät gerechtfertigten Mannes die Großmuth Ew. Majestät, ihr einen Theil der confiscirten Güter ihres Vaters allerhuldreichst zurückzustellen, anzuerkennen weiß, so glaubt sie doch andererseits der Ehre ihres in Gott ruhenden Vaters wie der eigenen die Verpflichtung schuldig zu sein, diesen Act hochherziger Großmuth nicht annehmen zu dürfen, ohne Ew. Majestät und sich selbst der Gefahr auszusetzen, die Gewährung dieser Huld wie die Annahme derselben vom Argwohne der Menge, die stets nur das Schlimmste glaubt, früher oder später verdächtigt zu sehen. Nur aus diesem Grunde und nicht aus strafbarem Hochmuth oder kindischem Stolze hat Georgs Tochter nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, auf die Rückgabe der Güter ihres Vaters ein für alle Mal Verzicht zu leisten. Die Bedürfnisse der Tochter des einstmals reichen Obersthofmeisters sind so gering, daß es ihr durchaus kein Opfer kostet, die Einkünfte jener früher ihnen zugehörigen Herrschaften auch fernerhin und für immer zur Verfügung des Staates zu stellen, dessen Hilfsquellen durch jenen unheilvollen Krieg, der — Dank der Vorsehung! — nun zu Ende ist, leider allzusehr erschöpft wurden.

Aber mit desto größerem, innigerem und unauslöschlicherem Danke nimmt die ehrfurchtsvoll Unterzeichnete den andern Beweis kaiserlicher Großmuth, das gnadenreiche Anerbieten jenes Beitrages für das fernere Gedeihen und die weitere Entwickelung des Magdalenen-Stiftes zu Raudnic an. Dieß hochherzige Geschenk kann und darf sie nicht zurückweisen, ohne sich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß sie durch Ablehnung jener reichen Gabe der leidenden Armuth eine Wohlthat entzöge, welche jene Anstalt in den Stand setzt, jetzt mit zehnfach verdoppelter Kraft Gutes zu wirken.

Noch heute, gnädigster Herr, verläßt die trauernde Tochter ihre Vaterstadt, um sich an die Spitze jenes Stiftes in Raudnic zu stellen.

In tiefer Ehrfurcht erstirbt

Ew. kaiserlichen Majestät
treu ergebene Unterthanin

Prag, am 12. Juni 1607.

Eva von Lobkowic.'

— — — — — — — — — — — — — —

Als bald nach Absendung jenes Briefes der treue Freund ihres Vaters, Doctor Jessenius, erschien, um sich wie gewöhnlich nach dem Zustande ihrer

Gesundheit zu erkundigen, zeigte sie ihm den Entwurf ihrer Antwort an Rudolph.

— Ich gab Euch den Brief des Kaisers und befragte Euch um Euern brüderlichen Rath. Seht, ob ich ihn befolgt habe.

Er las und sagte:

— Dieser schöne Stolz, der sich in jeder Zeile Eures Schreibens abspiegelt, ist würdig des unbefleckten Namens, den Euer edle Vater Euch als ein Erbtheil, das Euch Niemand zu rauben vermag, hinterlassen hat. Eure Worte werden — ich bin dessen überzeugt — das gute Herz des Kaisers wohl bestürzen, aber sicher nicht kränken, im Gegentheile seine Achtung für die Lauterkeit Eures Charakters nur erhöhen. — Ihr wollt also wirklich nach Raudnic?

— Noch heute Abend! Was soll ich in diesem Prag? Ich lasse, außer Euch, nur noch Ein Wesen zurück, das ich vermissen werde.

— Ihr meint die Gräfin Magdalena?

— Ich meine den Schutzgeist des Kaisers!

Achtes Capitel.

Neuer Kummer.

Das Maaß der Leiden, die das Geschick dem Herzen des Kaisers zugedacht, war noch lange nicht voll. Er selber hatte die Ahnung, daß er an der Schwelle neuer Prüfungen stehe. Es schien, als wäre die Erscheinung jenes Kometen, der seiner unablässlichen Furcht so viel Besorgniß eingeflößt, für ihn wirklich ein Vorbote trauriger Ereignisse gewesen. Letztere folgten jetzt Schlag auf Schlag.

Nach dem Tode Georg Popels von Lobkowic erstieg Rudolphs Melancholie eine Höhe, von der sie weder die Sorgfalt seiner Ärzte, noch der Geist der Gräfin Magdalena, die ihm tröstend zur Seite stand, herabzulenken vermochte. Stunden- und tagelang schloß er sich allein in seine Gemächer ein, vergrub sich dort wie in einer Festung, mied den Umgang mit seiner nächsten Umgebung und ließ oft ganze Wochen selbst die treue Freundin, die an seinen Seelenleiden so innig warmen Antheil nahm, nicht vor sich. Ganze Stunden brachte er knieend vor dem Bildnisse seiner erlauchten Mutter in inbrünstigem Gebete und frommen Selbstbetrachtungen zu.

— O hätte ich Dir gefolgt, Mutter! sagte Rudolph, als er wieder betend vor Mariens Bilde lag. Gewiß stände es besser um mich! Hätte ich Deinem Rathe gehorcht, Isabella von Spanien oder Maria von Medicis geheirathet und meinem Volke einen Thronerben geschenkt, dann läge ich nicht so allein und verlassen, so muth- und rathlos vor Deinem Bilde, wie jetzt. Ein legitimer Erbe meiner Krone hätte den Ehrgeiz meiner Brüder und Vettern abgeschreckt, gegen mich Ränke zu schmieden und mir das Vertrauen und die Liebe meiner Unterthanen zu entziehen, um — eine dunkle Ahnung sagt es mir — eine Krone nach der Andern von meinem Haupte zu reißen und sie auf die Stirn meines Bruders Matthias hinüberzuspielen. Er ist von Allen der Nächste meines Herzens, wie der Nächste meines Thrones; aber von Allen auch der Ehrgeizigste und Gefährlichste, der meinen Tod kaum erwarten kann und, weil ich für seine Herrschsucht schon zu lange lebe, noch bei meinem Leben zum Erben meiner Kronen einzusetzen sich erkühnt. Leider durchschaue ich seine Intriguen! Mein Bruder Matthias war's, der gegen meinen Willen nach den Niederlanden gezogen, dort alle Räthe, denen ich mein volles Vertrauen geschenkt, abgesetzt und an deren

Stelle seine Günstlinge, Menschen ohne Erfahrung, eingesetzt und diese bei jeder Gelegenheit ermuntert, offen und heimlich als Feinde des Kaisers aufzutreten, selbst meine besten und lautersten Absichten durch Wort und Schrift in den Augen meiner Niederländer zu verdächtigen und tückisch mir mehr und mehr ihre Achtung und alte Anhänglichkeit zu rauben. Mein Bruder Matthias war's, der, von mir zurückgerufen vom Heerde des durch ihn angefachten Brandes, viel zu spät in Ungarn eingerückt, mir dort mehr geschadet als genützt hat. Das Alles, Mutter, hat mein Bruder gethan! Und trotz all' des Bösen, das er mir zugefügt, scheinen selbst Deine Manen mit mir zu zürnen, daß ich seinem unbezähmbaren Ehrgeize nicht Genüge thue und vorläufig vom Throne Ungarns herabsteige und St. Stephans heilige Krone auf sein undankbares Haupt setze. Doch was würde es mir nützen, wenn ich, den Bitten der Mutter nachgebend, mich wirklich entschlöße, der Krone Ungarns zu seinen Gunsten zu entsagen? Würde sein Ehrgeiz, unersättlich wie der Hunger Erisychthons, dadurch gestillt und befriedigt sein? Nein, nein, Du kennst ihn nicht! Er will im sträflichen Vereine mit meinen andern Vettern und Brüdern, die, weil ich frei von Kriegsgelüst und Eroberungssucht, ein Freund

des Friedens und der Künste bin, mich lieblos für schwach erklärt haben, Schritt für Schritt aus dem Herzen meiner Völker drängen, mich stufen- und länderweise von einem Throne nach dem Andern herabstürzen und nicht eher ruhen, bis Er drei Kronen auf seinem Haupt vereinigt hat, bis Er König von Ungarn, König von Böhmen und deutscher Kaiser und der schwache Rudolph sein Unterthan geworden ist! Rührende Bruderliebe, Dein Name ist Matthias!

Dann sprang er auf und eilte zu dem Käfig seines Lieblingslöwen.

Diese Ausbrüche seines kaiserlichen Unmuths waren leider nur allzusehr begründet und durch den Ehrgeiz seines Bruders vollkommen gerechtfertigt.

Matthias schien nur zu fest überzeugt, daß Rudolph sich seit langen Jahren mit dem Plane trage, ihn von der Thronfolge seiner Reiche, wenn möglich gänzlich auszuschließen und alle drei Kronen einem andern Prinzen auf's Haupt zu setzen.

Diese Ueberzeugung fachte seinen Ehrgeiz zu immer neuen Flammen und zu neuen Ränken an, um den Plan seines Bruders zu vereiteln und sich, gegen Rudolphs Willen, zu dessen Erben in Ungarn und in Böhmen, wie zum Nachfolger im deutschen Reiche einzusetzen.

Durch den mächtigen Einfluß des ungarischen Magnaten Illieshazy, dem Vermittler jenes unrühmlichen Friedens zwischen Rudolph, Botschkay und Achmet, gewann Erzherzog Matthias und dessen Anhang, dem sich der, acht Jahre vorher, gestürzte Obersthofmarschall Paul Sixt Graf von Trautson, der frühere Oberstkämmerer Carl von Liechtenstein und der oberösterreiche Landstand Seifried von Breuner angeschlossen, von Tag zu Tag mehr Boden, Macht und Ansehen.

Ein noch viel wichtigerer Anhänger war dem Erzherzoge Matthias in der, namentlich bei der Geistlichkeit, einflußreichen Person des außerordentlich gewandten Melchior Khlesl erwachsen, der sich von einem armen Bäckerburschen zum Bischof von Wien und zum Kanzler der dortigen Universität emporgeschwungen hatte.

Rudolph, der frühzeitig davon Kunde erhielt, ertheilte den Befehl, den Bischof, welcher Prag heimlich verlassen hatte, um nach Wien zurückzukehren, unterweges einzufangen und ihn nach Böhmens Hauptstadt zurückzubringen. Der schlaue Bischof aber, von seinen Freunden noch früh genug gewarnt, langte, während man ihm auf der Straße nach Wien nachsetzte, in der Verkleidung eines böhmischen Schacherjuden

auf entgegengesetztem Wege an der baier'schen Grenze an und entkam von dort unangefochten nach Wiener-Neustadt, dessen Bischofsstuhl er gleichfalls besaß. Von dort langte er wohlbehalten in Wien an und ertheilte dem Erzherzoge den dringenden Rath, jetzt, wenn ihm die Krone Ungarns nicht entgehen solle, ernstlich aufzutreten und sich zum Könige ausrufen zu lassen.

Am 1. Februar 1608 schloß Matthias mit den ungarischen Häuptern der geheimen Unterhandlung ein unzertrennliches Bündniß und übernahm kurz darauf die Regierung des Königreichs Ungarn. Der Einzige, der seinem Eide getreu trotz aller Drohungen, durch welche man ihn einzuschüchtern versuchte, nicht auf die Seite des Erzherzogs hinübertrat, war Franz von Forgacs, der durch Kaiser Rudolph vom Bischof von Neutra zum Erzbischof von Gran befördert worden war.

Kaiser Rudolph, durch die Aussagen eines Ueberläufers, Adolphs von Althan, von dem ganzen Plane der Verschwörung genau unterrichtet, und von seinen Räthen aufgefordert, Kriegsvolk zu sammeln und es unter dem Oberbefehle zweier seiner treuesten Anhänger, Tilly und Sultz, nach Ungarn aufbrechen und seinen Bruder Matthias als Rebellen

gefangen nehmen zu lassen, war zu schwach, um sich zu entschließen, diesen Rath ungesäumt zu befolgen.

Sein langes Zögern und zaghaftes Zaudern aber ermuthigte den Erzherzog, durch Abgesandte die Stände Mährens zu bewegen, sich den Wünschen Ungarns und Oesterreichs anzuschließen und mit diesen gemeinschaftlich den Kaiser zur Abtretung Ungarns zu bewegen.

Und darauf zog Matthias an der Spitze eines Heeres von zehntausend Mann in Mähren ein und ward am 23. April von den in Masse vertretenen Ständen in Znaim mit großem Gepränge unter dem feierlichen Geläute aller Glocken mit Ehrenpforten empfangen.

Hier schwoll sein Heer durch ungarische Verstärkung und mährischen Zuwachs auf das Doppelte an. Mit diesen 20,000 Mann beschloß er gegen Prag zu ziehen. Es zog ihm ein so großer Schrecken, eine so allgemeine Aufregung voran, daß Kaiser Rudolph, zaghaft wie immer, statt Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, nichts Besseres zu thun wußte, als den Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, den päpstlichen Botschafter Matthias Renzi und den Gesandten der Krone Spaniens

seinem Bruder als Boten des Friedens und gütlicher Unterhandlungen entgegenzusenden.

Die kaiserlichen Abgeordneten, am 26. April in Znaim angelangt, wurden erst am folgenden Tage vorgelassen und mit einem Schwalle windgefüllter Redensarten abgefertigt, aus welchen nur soviel zu entnehmen war, daß Matthias vom Kaiser nichts mehr und nichts weniger als die förmliche Abtretung der Krone Ungarn begehre.

Am 30. April brach Matthias von Znaim auf, zog nach Trebič und rückte am 5. Mai in Iglau ein, wo ihn die Mähren mit nicht minder großen Ehren- und Jubelbezeugungen als früher zu Znaim empfingen, während Rudolph und seine Anhänger in Prag rüsteten und die Stände Truppen sammelten, welche sich einstweilen in strenger Neutralität hielten.

Der Erzherzog, Iglau verlassend, zog über Deutschbrod nach Časlau. Hier war es, wo er am 10. Mai einigen utraquistischen Ständemitgliedern, die ihm entgegengeeilt, um ihm ihre Huldigung darzubringen, unumwunden erklärte, daß er, auf Andringen des Volkes und ganz gegen seine Neigung, den Beschluß gefaßt habe, die Regierung des Königreichs Ungarn zu übernehmen und sich —

auch dieß wiederum nur nach dem Willen der Nation, — die Thronfolge im Königreiche Böhmen zu sichern.

Unbekümmert um die Gegeneinwürfe der kaiserlichen Abgeordneten wie der Gesandten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, die sich Jenen angeschlossen, beschloß er in den nächsten Tagen bis Böhmischbrod und von dort bis nach Prag vorzurücken, um den Kaiser zur Abtretung der ungarischen Krone und zur Annahme der übrigen Bedingungen zu zwingen.

Rudolph, der am 19. Mai die böhmischen Stände um sich versammelte, eröffnete deren Sitzung mit einer Rede, in welcher er ihnen erklärte, daß er, Anfangs gesonnen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, seinen Entschluß, um einem unheilvollen Bruderkriege auszuweichen und um jeden Preis Blutvergießen zu vermeiden, nach reiflicher Ueberlegung geändert und beschlossen habe, in Berücksichtigung seiner abnehmenden Kräfte und seines vorgerückten Alters und in Anbetracht, daß sein plötzlicher Tod die bis jetzt aufrecht erhaltene Ordnung in Böhmen wie in den ihm einverleibten Landen aus Mangel eines directen Erben der beiden Kronen Ungarn und Böhmen, untergraben und den gesetzlichen Zustand

seiner Reiche zerrütten könnte, die Stände zu bewegen, dem längst und sehnlichst gehegten Verlangen seines brüderlichen Herzens zu genügen und **für den Fall, daß er ohne Leibeserben sterben sollte**, die Thronfolge in Böhmen auf seinen ältesten, theuern und vielgeliebten Bruder Matthias zu übertragen.

Die utraquistischen oder evangelischen Stände, die, gleich den Piccarden, Anfangs sehr geneigt schienen, auf die Wünsche des Kaisers einzugehen, erbaten sich auf Anrathen der beiden Führer der ständischen Opposition, des Grafen von Thurn und Wenzels von Budowa, kurze Bedenkzeit.

Drei Tage darauf (22. Mai) traten sie in der sogenannten grünen Landstube auf dem hradschiner Schlosse zusammen, um die Puncte zu berathen, welche, von Budowa aufgesetzt, dem Kaiser zur Annahme und Bestätigung vorgelegt werden sollten.

Aus dieser Unmasse von Artikeln wollen wir hier nur die zehn wichtigsten herausheben:

1. Daß allen Böhmen der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten (sub utraque) wie bisher in alle Zukunft zugestanden werde.

2. Daß das Recht, die geistlichen Pfründen

zu vergeben, den Anhängern sub una et utraque, wie es früher unter Kaiser Maximilian II. der Fall gewesen war, gemeinschaftlich einzuräumen sei.

3. Daß das Consistorium sub utraque, so wie die Universität in ihren, ihnen heilig verbrieften Rechten durch Einsetzung von zwölf Aufsehern, Defensores genannt, geschützt werden sollen.

4. Daß fernerhin keine der beiden Confessionen die andere ungestraft beschimpfen oder zu Haß und Verfolgung aufreizen dürfe; daß jeder dieser Confessionen das Recht zustehe, auf ihrem Grund' und Boden Kirchen erbauen und die Verstorbenen nach dem Ritus ihrer Vorfahren beerdigen zu lassen.

5. Daß von nun an die Land- und Kammergerichte zu gleicher Hälfte aus Mitgliedern der Confession sub una und der sub utraque zusammengesetzt sein sollen.

6. Daß alle geistlichen hohen Würden und Prälaten, wie alle weltlichen Ehrenstellen ausschließlich nur durch Böhmen besetzt werden dürfen.

7. Daß es den Jesuiten fernerhin nicht mehr gestattet sei, innerhalb der Grenzen des Königreichs Böhmen Güter, Häuser oder Grund und Boden anzukaufen.

8. Daß alle den Rechten des Königreichs oder

den Freiheiten der Stände zuwiderlaufende Befehle, gleichviel von welcher Seite sie ausgehen sollten, von Letztern nicht respectirt zu werden brauchen.

9. Daß die Klagen der Witwen und Waisen nicht, wie bisher, auf die lange Bank geschoben, sondern von den darüber gesetzten Richtern möglichst rasch geschlichtet werden sollen.

10. Daß der Begriff, was Hochverrath und was Majestäts-Verbrechen sei, gesetzlich näher bestimmt und daß Niemand aus einem dieser beiden Gründe all' seiner Güter und Habschaften, seines Leibes und Lebens beraubt werden soll.

Man sieht, daß diese zehn Artikel eine Art Magna Charta waren, wie sie die Engländer ihrem Könige, Johann ohne Land, in einem Augenblicke ähnlicher Gefahr, abgenöthigt hatten.

Als Wenzel von Budowa am 24. Mai diese Habeas-Corpus Acte der Versammlung vorlas und zur Abstimmung übergab, wurden sämmtliche Artikel fast einstimmig angenommen. Gegen zweihundert, theils lutherisch, theils piccardisch gesinnte Barone, fast dreihundert Ritter und die Abgeordneten der königlichen Städte, mit Ausnahme von Pilsen, Budweis und Kaban, unterzeichneten den Act und gelobten sich gegenseitig an jedem dieser Artikel

unverbrüchlich festzuhalten und Jeden, der es wagen sollte, das Recht derselben zu bestreiten oder der Ausübung dieses Rechtes feindlich in den Weg zu treten, nach altböhmischer Sitte aus dem Fenster der Landstube, in der man sie einhellig angenommen und feierlich beschworen hatte, hinauszuwerfen und in den Schloßgraben hinabzustürzen. Einige unter den stürmisch aufgeregten Mitgliedern machten Miene schon an diesem Tage den Reigen dieser kurzen Procedur mit der Person des mißliebigen Freiherrn Jaroslaw Bořita von Martinic zu eröffnen, wenn die Besonnenheit Wenzels von Budowa sie an dieser Ausübung persönlicher Rache nicht verhindert hätte.*) Andere gingen noch weiter und ließen sich zu dem offenbar aufrührerischen Gelübde hinreißen, den Kaiser, falls er diese Artikel nicht bestätige, des Thrones verlustig und den Erzherzog Matthias zu Rudolphs Nachfolger in Böhmen zu erklären. — Dieser Act mit allen Unterschriften ward zur Aufbewahrung einstimmig dem Verfasser derselben, Wenzel Budowec von Budowa anvertraut.

---

*) Zehn Jahre später (am 24. Mai 1618) ereilte ihn und seinen Collegen Slawata dieses Schicksal wirklich.

An demselben Tage, an welchem jener Act unterzeichnet ward, trafen die Abgeordneten des Erzherzogs Matthias, an deren Spitze der Bischof von Veszprim und Freiherr Carl von Žerotin sich befanden, in Prag ein und erschienen am folgenden Morgen im Schooße der Ständeversammlung.

Der Bischof begrüßte sie mit einer Rede, in welcher er mit geistlicher Beredtsamkeit und hinreißendem Feuer den Ständen die Gründe auseinander setzte, die den Bruder des Kaisers — ganz gegen seinen Willen — zur Uebernahme der Regierungszügel von Ungarn und zur Unternehmung dieses Feldzuges gegen Prag unaufhaltsam mit sich fortgedrängt hätten. Auf eine Unsumme von Entschädigungen aller Art, welche Erzherzog Matthias sowohl vom Kaiser, als von den Ständen des Königreichs Böhmen, zurückzufordern berechtigt sei, wolle Seine kaiserliche Hoheit in Anbetracht der immer drückender hereinbrechenden Geldnoth, großmüthig bis auf Weiteres Verzicht leisten, wenn es ihm, dem Gesandten seines sieggekrönten Herrn, gelänge, die Stände zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Erzherzog nicht als Unterdrücker ihrer Freiheiten, sondern als Hort und Aufrechthalter derselben heranrücke und, um Christenblut zu schonen, nichts weiter wünsche, als daß

die treubewährten Stände Böhmens Seine römisch-kaiserliche Majestät, in Anbetracht der schweren Sorgen, die Allerhöchstdieselben vermöge des vorgerückten Alters so tief zu Boden drücken, zu bewegen suchen, daß Seine Majestät einen kleinen Theil dieser überschweren Bürde von Regierungssorgen auf die stärkere Schulter des jüngern Bruders herabwälze oder, falls Seine Majestät vielleicht ganz und gar müde des Regierens sei und sich in ihren alten Tagen nach Ruhe und Erholung sehne, sich gnadenreich entschließen möchte, zu Gunsten seines unterthänigst-gehorsamsten Bruders der Krone Ungarns, Oesterreichs und Mährens zu entsagen und sich nach Tirol zurückzuziehen, um dort in jenem Antheile, der dem Erzherzoge Matthias gehöre und den dieser ihm mit brüderlicher Liebe auf's Bereitwilligste einzuräumen entschlossen sei, den Abend seines vielbewegten Lebens in ungestörtem Frieden und sorgenfreier Ruhe, die ihm Keiner mehr als sein Bruder gönne, zu verleben geruhe. In dem Falle, daß Seine Majestät geneigt sein möchte, sich von den Staatsgeschäften gänzlich in's Privatleben zurückzuziehen und auch Böhmens Leitung ihrem erlauchten Bruder zu überlassen, so würde Letzterer mit tausend Freuden bereit sein, Böhmens uralte und vom Kaiser Maxmilian II. neu verbriefte Freiheiten

und Privilegien nicht nur neuerdings zu bestätigen, sondern den alten noch neue hinzufügen und vor Allem unumschränkte Glaubensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze und Befreiung von mancher drückenden Abgabe, die ausschließlich nur den Adel treffe, gewährleisten.

Kurz, die Ueberredungsgabe des klugen Oberhirten von Veszprim verstand das Ohr der böhmischen Stände mit so klingenden Verheißungen zu kitzeln, daß Jene, ganz berauscht vom überschäumenden Meth seiner Rede, den letzten Rest ihrer Besinnung zusammenrafften und — um diese Angelegenheit in nüchterne und reifliche Ueberlegung zu ziehen, — sich eine achttägige Bedenkzeit erbaten.

Am 28. Mai erschien Wenzel von Budowa an der Spitze der utraquistischen Ständepartei in der Landstube, um dort die feierliche Erklärung niederzulegen, daß er und sein ganzer Anhang sich erst dann, wenn die dem Kaiser vorzulegenden Artikel hinsichtlich der Glaubensfreiheit u. s. w. dessen Genehmigung und Bestätigung erhalten, entschließen könne, an der Berathschlagung der Stände hinsichtlich der vom Kaiser wie vom Erzherzoge Matthias gestellten Anträge Theil zu nehmen; entgegengesetzten Falles aber weder Diesen noch Jenen ihre Geneh-

migung ertheilen würde. Die utraquistische Partei beauftragte den Grafen Joachim Andreas von Schlick, jene Artikel, begleitet von dieser ihrer unabänderlichen Willenserklärung, in ihrem Namen dem Kaiser vorzulegen.

Rudolph sah sich von allen Seiten jetzt dergestalt in die Enge getrieben, daß er einen Augenblick entschlossen war, nach Sachsen oder Baiern zu entfliehen und sich und seine Reiche unter den Schutz der Churfürsten zu stellen. Und vielleicht wäre dieß auch wirklich geschehen, hätte Graf Schlick den bestürzten Kaiser nicht davon zurückgehalten und ihn fußfällig gebeten, jenen Artikeln die kaiserliche Sanction zu ertheilen, um auch die Stimmen der Utraquisten für sich zu gewinnen. Endlich entschloß sich der Kaiser nachzugeben.

Hierauf traten die Utraquisten der katholischen Ständepartei bei und faßten mit jener den gemeinschaftlichen Beschluß:

In Anbetracht, daß Seine römisch-kaiserliche Majestät selbst die treuen Stände seines Reiches ersucht habe, dem Erzherzoge Matthias die Krone Ungarns wie die Thronfolge in Böhmen allerhuldreichst einzuräumen, wollten die Stände, obgleich es ihnen unerhört erschiene, daß der jüngere Bruder noch bei

Lebzeiten des Aeltern diesem mit Waffen-Gewalt einen Theil der Erbschaft wie das Recht der Nachfolge abzutrotzen sich erlaube, und obgleich es den Ständen Böhmens nicht an Mitteln fehle, diesen Act unbrüderlicher Gewaltthätigkeit in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückzuweisen, sich dennoch — um dem Kaiser gegenüber ihre Willfährigkeit zu beweisen, auf jede seiner Bitten eingehen — geneigt finden lassen, dem Erzherzoge das Recht der Thronfolge in Böhmen zugestehen zu wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Matthias sich durch schriftlich ausgestelltes Versprechen verpflichte, Alles, was er den Ständen durch den Mund seines Abgesandten verheißen habe, auch wirklich zu erfüllen und sich verbindlich zu machen, daß er, so lange Kaiser Rudolph lebe, ihm weder durch List noch durch Gewalt den Besitz der Krone Böhmens streitig machen wolle, widrigenfalls er auf die Thronfolge in Böhmen allen Anspruch verliere und freiwillig darauf Verzicht leiste.

Während dieser fünftägigen Unterhandlungen war das aus sechs Kreisen zu den Waffen gerufene Kriegsvolk, bestehend aus achtzehntausend Mann zu Fuße und fünfzehntausend zu Pferde unter dem Oberbefehle des dem Ungarbündnisse abtrünnig gewordenen Grafen Adolph von Althan, des belgischen

Freiherrn Jean T' Serclaes von Tilly und des deutschen Grafen Johann Ludwig von Sultz dem feindlichen Heere entgegengerückt, entschlossen, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben und den Uebermuth des feindlichen Bruders in seine Grenzen zurückzuschlagen.

Rudolphs Muthlosigkeit aber ließ, nachdem er den Beschluß der Stände vernommen, sich verleiten, seinem erbitterten kampf- und siegbereiten Heere die gemessensten Befehle zugehen zu lassen, sich ohne Schwertschlag zurückzuziehen; seinen Bruder aber ließ er dringend einladen, Bevollmächtigte nach Dubec *) abzuschicken, um dort mit den kaiserlichen Abgesandten die näheren Bestimmungen über die Abtretung Ungarns, gleich wie über die ihm von Kaiser und Ständen zuzusichernde Thronfolge in Böhmen freundschaftlich festzustellen.

Das kampflustige Heer, aufgefordert, sich zurückzuziehen, murrte zwar, fügte sich aber dennoch dem Befehle, dessen Erfüllung seiner Tapferkeit schwer fiel.

Matthias, jener Einladung Folge leistend, sandte Carl von Žerotin, Carl von Liechtenstein, Wilhelm von Raupow, Georg von Hodic, Johann Čejka

---

*) Dubec liegt zwischen Böhmischbrod und Prag.

von Olbramowic und einige Andere, Ungarn, Oesterreicher und Mährer; Rudolph schickte den Cardinal-Bischof von Olmütz Franz von Dietrichstein, den Prager Oberstburggrafen Adam von Sternberg, den Oberstlandkämmerer Christoph von Lobkowic, den Oberstlandrichter Adam von Waldstein, den Obristlandschreiber Johann von Klenau, den Appellationsgerichtspräsidenten Ferdinand Burggrafen von Dohna, den Hofmarschall Jaroslaw Bořita von Martinic, den Joachim Andreas Grafen Schlick von Passaun, das Haupt der utraquistischen Ständepartei Ritter Wenzel Budowec von Budowa und den Carlsteiner Burggrafen Christoph Wratislaw von Mitrowic nach Dubec mit der Vollmacht ab, um jeden Preis eine gütliche Beilegung herbeizuführen.

Die Unterhandlungen währten drei volle Wochen. Erzherzog Matthias, der die Geduld verlor, brach ungestüm mitten in der Nacht von Čáslau auf und drang mit seinem siegestrunkenen und beutehungerigen Heere unaufgehalten über Kolodej bis Sterbohol vor. Letzteres liegt nahe bei Prag.

Der panische Schrecken, die allgemeine Entrüstung, die sich der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt bemeisterten, erpreßten ihr unwillkührlich den Ruf nach Waffen, um die drohende Gefahr, die sich

bis vor die Thore Prags gewagt, abzuwenden und den heranrückenden Feind, es koste was es wolle, zurückzuschlagen.

Fluthenweise strömten aus allen Thoren der Anfangs bestürzten, nun aber gefaßten und entschlossenen Hauptstadt Soldaten zu Fuße und zu Pferde und bewaffnete Bürger hinaus, um im Vereine mit den in Harnisch gerathenen Bauern, die sich mit Sensen und Dreschflegeln, mit Knitteln und Piken, mit Aexten und Beilen versehen, den sogenannten Žižka- und Galgenberg zu besetzen und dem heranstürmenden Feinde den Einzug in Prag zu wehren.

Unter den bunten Gruppen dieses improvisirten Landsturms der gutgesinnten Bürger Prags ragte wie damals bei nahe an 27 Grad Kälte auf dem Hinrichtungsplatze, jetzt bei 25 Grad Hitze in derselben Filzkappe und in derselben Šuba wie damals, nur mit riesengroßen, fast bis zum Elnbogen reichenden, mörderisch-steifen Ritterhandschuhen, die thurmhohe, durchsichtig-magere Gestalt des Handschuhmachers Jaromir, dicht neben dieser die des kurzstämmigen vierschrötigen Schusters Wenzel von der Kleinseite wie ein schlankes Minaret gegen ein verkrüppeltes Räucherkerzchen hervor. Letzterer hatte sich in Ermangelung besserer Instrumente, mit zwei

Knieriemen seiner Frau Jutta, die natürlich mit hinausgezogen war, Ersterer mit einem riesigen Schwerte, ähnlich jenem des Königs Georg das drohend in der grünen Landstube hing, bewaffnet und sich und seinem Nachbar Schuster gelobt, mit eigener Hand mindestens hunderttausend jener dreisten Spitzbuben in die Pfanne zu schlagen.

— Die Jungens sollen mich kennen lernen, sagte er achselzuckend zu Wenzel. Ich bin ein lammfrommes Gemüth, das keiner Katze — nicht einmal seiner Frau — etwas zu Leide thut; aber einmal gereizt, schone ich selbst die Wiege im Kinde nicht und schlage Millionen dieser Zwerge wie Fliegen mit diesem Federmesser (hierbei schwang er sein enormes Riesenschwert) mausetodt!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier — ganz abgesehen von der schreckenverbreitenden Bravour des handschuhmachenden Goliath — ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich gewesen, hätte Kaiser Rudolph aus angeborener Scheu, Blut zu vergießen, nicht noch frühzeitig den Entschluß gefaßt, die Friedensverhandlungen, die sich mit diplomatischer Langweiligkeit in unabsehbare Länge zogen, mit Einem Schlage dadurch abzukürzen, daß er sich bereit erklärte, sämmtliche Bedingungen seines Bruders anzunehmen.

Und damit war Matthias zufriedengestellt.

Der Kaiser trat ihm und seinen Erben nicht bloß die Regierung Ungarns, sondern auch jene des Erzherzogthums Oesterreich und des Markgrafenthums Mähren ab, und sprach die Stände dieser drei Länder von ihrer dem Kaiser geleisteten Eidespflicht frei. Rudolph verpflichtete sich, seinem vielgeliebten Bruder die ungarische Krone und Reichskleinodien, so wie alle Documente, die darauf Bezug haben, ungesäumt auszuliefern. Ferner wurde ihm das Recht der Nachfolge auf den Thron Böhmens zugesichert; Letzteres jedoch nur unter der Bedingung, daß Rudolph keinen legitimen männlichen Erben hinterlasse. Außerdem wurde ihm das Recht eingeräumt, sich neben dem Titel „König von Ungarn, regierender Erzherzog von Oesterreich und Markgraf von Mähren" gleichzeitig auch den eines erwählten Königs von Böhmen beilegen zu dürfen. Dessenungeachtet solle es aber auch dem Kaiser freistehen, alle diese Titel wie bisher ungestört fortführen zu dürfen. Noch ward in Bezug auf Mähren hinzugefügt, daß der Bischof von Olmütz, der bis dahin den König von Böhmen als seinen Oberherrn anerkannt, zukünftig den Mark-

grafen von Mähren als Schutz- und Schirmherrn anzuerkennen verpflichtet sei.

Sämmtliche Puncte dieses für Rudolphs Machtstellung und Ansehen so kränkenden Friedens erhielten am 28. Juni die beiderseitige Bestätigung durch eigenhändig vollzogene Unterschrift der hohen Contrahenten.

Noch an demselben Tage wurde Krone und Scepter wie der mit goldenem Kreuze geschmückte Reichsapfel des Königreichs Ungarn, dann auch der Mantel und das Schwert des heiligen Stephan seinem Nachfolger Matthias ausgeliefert, der sie seinerseits mit großer Feierlichkeit im Lager zu Sterbohol entgegenzunehmen geruhte.

Der König von Ungarn theilte sein Heer in drei Abtheilungen, von welchen die Ungarn unter ihrem Heerführer Thurzo ihren Rückzug über Leitomischl, die Mährer unter Georg von Hodic über Čáslau und der Erzherzog selbst mit seinen Oesterreichern über Tábor und Neuhaus antraten.

Und so endete dieser durch Nichts gerechtfertigte Kriegszug des Königs von Ungarn gegen den König von Böhmen, des Erzherzogs gegen den Kaiser, des Bruders gegen den Bruder.

Neuntes Capitel.

Drei verschiedene und doch gleiche Meinungen.

Am nächsten jenem Friedensschluße nachfolgenden Morgen empfing der Kaiser zuerst jenen seiner Leibärzte, zu welchem er nach dem Ableben Thaddäus von Hájeks das meiste Vertrauen besaß.

— Ich fühle mich unwohl, sagte er, dem Dr. Gottfried Steegius seine Rechte zur Untersuchung des Pulses hinhaltend.

— Der kaiserliche Puls ist allerdings aufgeregt; doch braucht Ew. Majestät darum durchaus nicht besorgt zu sein.

— Soll ich wieder zu Bette gehen?

— Geruhet immerhin auf zu bleiben, ohne Euch jedoch — wenigstens für heute — anstrengender Arbeit oder aufregenden Geschäften zu unterziehen.

— Sagt mir aufrichtig, habe ich Fieber?

— Nicht mehr, als ich selber!

— Vielleicht habt auch Ihr Fieber?

— Kein Mensch ist gänzlich fieberfrei. Fieber ist weniger Krankheit, als Anlauf der uns innewohnenden Lebenskraft, die Ursache der Krankheit aufzuheben,

den Reiz derselben zu beseitigen. Ein klein wenig Fieber schadet also durchaus nicht.

— Dann, Meister Gottfried, bin ich wieder beruhigt. Wie befindet sich Gräfin Magdalena?

— Auch sie war gestern, wie ganz Prag, in etwas fieberhafter Stimmung.

— Und heute? fragte der Kaiser besorgt.

— Ist sie wieder wohl und ruhig!

— Gewiß seid auch Ihr bestürzt über die Ereignisse der letzten Tage...

— Ich fühle das, was Jeder fühlt, der Euch mit Leib und Seele zugethan ist: Erbitterung über das unverantwortliche Benehmen Eures erlauchten Bruders und — verzeiht die Offenherzigkeit Eures treuen Dieners! — ein klein wenig Unmuth über die allzugroße Nachgiebigkeit Ew. Majestät.

— Scheltet mich, Ihr habt Recht und Erlaubniß dazu von Eurem Kranken, der so gern auf Euere weise Rathschläge hört. Aber glaubt nicht, daß ich aus Feigheit so und nicht anders gehandelt. Ich wollte nur kein Blut vergießen.

— Ein kleiner Aderlaß ist oft sehr heilsam.

— An dem fremden Feinde; er aber ist ja mein Bruder!

— Gnädigster Herr, seid Ihr nicht auch der Seinige?

— Wohl habt Ihr auch darin Recht. Doch was kann ich dafür, daß mein Herz zarter und empfänglicher besaitet ist, als das Seinige! Er an meiner Stelle hätte seinem muthigen Heere strengen Befehl zum D'reinschlagen gegeben; ich gab dem Meinigen Befehl zum Rückzuge. Jetzt, nachdem es zu spät ist, bereue ich es!

— Besser als späte Reue ist frühzeitige Ueberlegung, rechtzeitiger Entschluß. Reue ist immer nur ein Palliativ, Handeln aber ein Specificum. Dieß, mein kaiserlicher Herr, ein ehrlich gemeintes Recept für zukünftige Krankheitsfälle solcher oder ähnlicher Art.

— Ihr meint es gut mit mir.

— Und warum sollte ich es nicht? Seid Ihr nicht ein lieber, gütiger, milder und gerechter Fürst, der immer nur das Beste seiner Unterthanen will?

— Wohl will ich es, Meister Gottfried; doch fehlt mir häufig der Muth und die Entschlossenheit, das, was ich will, auch wirklich auszuführen.

— Euere Güte verleitet Euch zur Schwäche. Schwäche aber ist schlimmer als Krankheit. Diese ist Ursache, jene Folge derselben. Beseitigt die Ursache,

dann geht Ihr den übeln Folgen aus dem Wege. Nur die Stärke verleiht uns Macht.

— Ich will Euern guten Rath befolgen und mich durch Schwäche nicht mehr zur Zaghaftigkeit hinreißen lassen, gelobte sich Rudolph.

— Das wünschen Alle aus treuer Brust, erklärte der kluge Arzt und verließ den Monarchen, dessen stärkste Seite eben nur Schwäche war.

Später ward auch Don Cäsar vorgelassen. Der Kaiser, der ihn seit einigen Wochen nicht gesehen, war erstaunt über das auffallende Wachsthum des Knaben, der in den letzten Monaten um einen Kopf größer zu sein schien.

— Weißt Du, daß ich recht böse auf Dich bin? sagte der große Naseweis.

— Und warum? fragte Rudolph.

— Erstens, weil Du vorgestern mich abgewiesen, und zweitens, weil Du gestern nicht wie ein Kaiser gehandelt hast. Ich, an Deiner Stelle, würde mir von meinem Bruder weder den hübschen Königsmantel, noch die schmucke Krone haben wegnehmen lassen. Ich, an Kaiser Rudolphs Stelle, würde muthig und tapfer mein Schwert gezogen und den Mann, unbekümmert, ob er mein lieber Bruder oder guter Onkel ist, ohne Umstände hinausgejagt haben,

denn Jeder, der sich gegen seinen von Gott eingesetzten Kaiser und Herrn aufzulehnen und ihm irgend etwas, was dieser ihm nicht freiwillig gewähren mag, gewaltsam abzutrotzen wagt, ist — gleichviel, ob er der erste Fürst oder der letzte Unterthan sein mag — ein Rebell, sagt mein Hofmeister. Rebellen aber müssen gezüchtigt werden. So denkt Don Cäsar.

— Du denkst sehr naseweis, junger Bursche.

— Ei was Bursche! Ich bin ein großer Herr!

— Wer sagt Dir das? fragte Rudolph.

— Meine Gouvernante sagt es, die mir täglich die Backen streichelt, was ich mir gern gefallen ließe, wenn sie zum Beispiel noch so jung und hübsch, wie die Gräfin Magdalena wäre.

— Schweige, kecker, vorlauter Junge!

— Warum soll ich nicht die Wahrheit sagen? Hast Du mir nicht oft genug gesagt, daß ich nicht lügen soll, und doch, willst Du nie die Wahrheit hören. Gestern fragte ich die Gouvernante, wer meine Mutter gewesen sei. Sie verbat mir ausdrücklich, weder sie noch irgend einen Andern darum zu befragen. Aber gerade, weil sie es mir so streng untersagt hat, fragte ich darum und erfuhr, daß meine Mutter eine arge Sünderin gewesen sei, welche

Clelia Gräfin Buoncompagni oder, Gott weiß wie, geheißen haben soll.

— Wer hat dieß zu behaupten gewagt? fragte der Kaiser aufgebracht.

— Mein französischer Fechtmeister, der sie, als sie noch in Dresden gelebt, gekannt haben will.

— Noch heute werde ich ihn fortjagen.

— Thue das, Papa; denn auch ich kann das Großmaul, den Windbeutel, den Prahlhanns nicht leiden. Jage mir meinetwegen auch die Gouvernante fort; denn auch sie taugt nicht viel. Sie läßt mir all' meinen Willen, verhätschelt mich und macht am Ende noch einen Taugenichts aus mir.

— Ich glaube, Du bist es schon!

— Mag sein. Aber gieb mir eine andere Gouvernante und ich verspreche Dir, mich noch bei Zeiten zu bessern.

— Du sollst bald eine Andere erhalten.

— Aber keine so alte und häßliche, wie diese italienische Nachteule. Gieb mir ein junges, hübsches Käuzchen; gieb mir Deine Gräfin zur Gouvernante!

— Eitler Bursche, was fällt Dir ein!

— Und warum denn nicht? Etwa darum, weil sie Gräfin ist? Ist doch auch meine Italienerin, die weder Zähne noch Waden hat, wie sie mir immer

sagt, von ur-ur-altgräflicher Abkunft. Viel lieber als von ihrer dürren Knochenhand ließ ich mich von den schneeweißen Sammetpfötchen Deiner Freundin streicheln und liebkosen, nicht etwa, weil sie Gräfin (denn darum bekümmere ich mich nicht!), sondern darum, weil sie viel jünger und hübscher als meine mailänder Bisamkatze ist.

— Ich werde Dich in Arrest schicken!

— Und warum, mein gestrenger Herr? Etwa darum, weil Don Cäsar Dir in Allem die Wahrheit sagt? Schäme Dich, sei kein Tyrann! Bessere Dich und werde mir wieder so lieb, gut und zärtlich, als Du es früher mir gewesen warst.

— Man kann dem Schlingel nicht zürnen!

— Der Schlingel bedankt sich bei Dir. Um aber auf Deinen guten Bruder zurückzukommen, ich sage Dir, daß ich mich schmählich über ihn und Dich geärgert habe.

— Und warum wohl, mein Herr Naseweis?

— Weil Du ihm und nicht Don Cäsar den prächtig gestickten Königsmantel und das herrliche Schwert des heiligen Stephan von Ungarn geschenkt hast!

— Du bist nicht für den Thron geboren!

— Ei wofür denn sonst?

— Für den Krieg, für den Sieg! Ich wünsche, daß Du ein tapferer Feldherr Deines Kaisers wirst!

— Aber warum denn nicht Kaiser selbst?

— Die Kaiser, mein Kind, werden geboren!

— Ei bin ich nicht auch geboren?

— Allerdings! Aber leider etwas viel zu früh!

— Und ist dieß wohl meine Schuld?

— Nein, mein Sohn! Und dennoch ist es zu spät!

— Erst zu früh und dann wieder zu spät! Höre, Papa, daraus vermag nur der Teufel, seine Großmutter oder meine Gouvernante klug zu werden. Letztere will ich noch heute ausfragen.

— Dein Vater verbietet es Dir!

— Dann geschieht es erst ganz gewiß! entgegnete der Taugenichts so leise, daß der Kaiser es nicht hören konnte.

Jetzt ward die Gräfin Maria Magdalena angemeldet.

— Geh nun, mein Kind, gebot Rudolph.

— Ich gehe, aber sage mir nur, woher es kommt, daß Du, so oft Jene bei Dir angemeldet wird, mich fortschickst? Habt Ihr denn Geheimnisse mit einander?

— Wir sprechen von Dingen, die Du noch nicht verstehst ...

— Das ist Schade, gern bliebe ich noch länger hier, denn Deine Gräfin gefällt mir!

— Schweige, junger Taugenichts, und entferne Dich!

— Addio, caro mio! sagte Don Cäsar und warf dem Kaiser einen Kußfinger zu.

In dem Augenblicke, als er nach der Thüre lief, trat die Gräfin ein. Der kecke Patron ergriff mit lächelnder Miene ihren schönen blendend weißen Arm und sagte mit tragikomischem Seufzer und so leise, daß nur sie es zu hören vermochte:

— Ach! Warum seid nicht Ihr meine Gouvernante!

Die Gräfin warf ihm einen Blick kalter Verachtung zu.

— Seht doch, wie stolz sie ist! sagte der Schlingel im Hinausgehen. O wir wissen recht gut, warum! meinte Don Cäsar und lachte schadenfroh wie ein Kobold.

Der Kaiser empfing seine Freundin, statt des Grußes, mit der Frage:

— Was sagt Ihr zu meinem Bruder?

— Gnädigster Herr, es giebt im ganzen Böhmerlande nicht Einen, der genug verblendet wäre, dessen unbrüderliches Verfahren zu entschuldigen oder gar zu billigen. Wohl sind Kaiser Rudolph und

Erzherzog Matthias die Söhne Einer Mutter, Eines Vaters, darum aber doch nicht Brüder im edelsten Sinne des Wortes. So denke ich, Majestät, und so denkt jeder gutgesinnte Böhme!

— Ich beneide Euch um Euern Geist, sagte der Kaiser, dessen bis dahin finstere Züge sich sichtbar aufzuklären begannen

— Ich aber, Majestät, bewundere Euer edles Herz, das so schwach im Zürnen und so groß im Verzeihen ist.

— Ihr beurtheilt mich falsch, liebe Magdalena. Wäre es ein fremder Mann, der mir alle diese unverdiente Kränkungen zugefügt, ich würde ihm verzeihen und mir sagen: Er that nur das, wozu ihn sein unersättlicher Ehrgeiz angetrieben hat. Er aber ist mein leiblicher Bruder! Ihm werde ich niemals vergeben!

— Majestät, Ihr werdet auch dieß verschmerzen und vergessen, wie so manches andere Unrecht, das Euch nicht minder hart geschmerzt, nicht minder tief gekränkt hat.

— Ich preise das Geschick, daß Jacob Typot, der einst von mir beauftragt war, die Geschichte meiner Regierung zu schreiben, nicht Augenzeuge jenes gestrigen Tages gewesen ist. Er hätte ihn aus

dem Buche meines Lebens ausstreichen und an die Stelle des 28. Juni 1608 nichts als ein riesengroßes ‚Vacat‘ einschalten müssen.

— Welcher Fürst hat wohl nie gefehlt? Selbst der Stärkste hat eine schwache Stunde, und selbst der Mächtigste sinkt, durch Umstände gestürzt, nicht selten auf die Stufe der Ohnmacht herab. Bald aber rafft er sich wieder empor und zeigt, seine Mähnen schüttelnd, dem erschreckten Feinde, daß er immer noch der alte Löwe ist, der nicht ungestraft sich höhnen läßt. Auch Ihr, mein Kaiser, werdet wie der schlafende Leu zu neuer Macht erwachen und der Welt beweisen, daß jeder Sohn des Hauses Habsburg vom Schicksal auserkoren ist, aus jedem Kampfe, den er zu bestehen hat, vergrößert und an Macht bereichert, ruhmgekrönt hervorzugehen!

— Ihr gebt mir Glauben und Hoffnung wieder. Was aber ließe sich thun, um meine aus Schwäche hervorgegangene Uebereilung wieder gut zu machen? Ich gönne ihm die ungarische Krone. Wie aber ließe sich's anfangen, ihm die in Böhmen zugesicherte Thronfolge zu entziehen?

— Sagt nicht eine Klausel Eures Friedens, daß Euer Bruder nur dann Euer Nachfolger sein

soll, wenn Kaiser Rudolph ohne männlichen Erben stirbt? Macht Eurem Bruder einen Strich durch die Rechnung; spielt seinem Ehrgeize einen kleinen Possen: heirathet!

— Heirathen? Das ist sehr leicht gesagt, Gräfin. Wo aber finde ich eine Prinzessin?

— Mein Herr und Kaiser, wann hat es jemals im deutschen Reiche an Prinzessinnen gefehlt?

— Wenn aber Keine von Allen mir genügt?

— Dann, Majestät, geruht von den Stufen Eures Thrones herabzusteigen und Euch aus dem Kranze der edelsten Töchter Eures Landes eine Braut zu wählen. Von sechs Frauen Heinrichs des Achten waren nur zwei Prinzessinnen, Catharina von Aragonien und Anna von Cleve; die vier andern aber, Anna Boleyn, Jane Seymour, Catharina Howard und Catharina Paar waren, bis auf die Erste, Töchter aus den angesehensten Familien Englands. Jane Seymour war die Mutter Elisabeths!

— Sprecht mir nicht vom achten Heinrich! Die Geschichte nennt ihn einen Tyrannen!

— Und doch war er ein großer Fürst!

— Sicher aber nicht darum, daß er von zwei seiner Frauen sich scheiden und zwei andere enthaupten ließ. In England sind derlei königliche

Heirathen aus der Mitte des Volkes nichts Seltenes. Wir aber leben im deutschen Reiche. Hier werden die Ehen in den Cabineten der Fürsten, im Rathe der Politik geschlossen, und der Sohn einer morganatischen Ehe wäre in den Augen des Volkes kein legitimer Thronfolger. Wärt Ihr die Tochter eines Reichsfürsten, schon längst hätte ich Euch gebeten, mit Rudolph die Last seiner Kronen zu theilen, aber . . .

— Magdalena ist nur eine armselige Gräfin, unterbrach sie den Kaiser.

— Ihr seid mehr, als Gräfin und Fürstin: Ihr seid der gute Stern meines Thrones, Ihr seid der Schutzengel meines Lebens!

— Bin ich das wirklich? fragte Magdalena mit Freudenthränen im verklärten Auge.

— Ihr seid das Amulet meiner Krone!

— Wohlan, Majestät, dann will ich auch fernerhin bleiben, was ich Euch seit Jahren gewesen bin: die treueste aller Eurer Dienerinnen!

— Sagt lieber, die beste meiner Freundinnen, sprach der Kaiser und erfaßte ihre schneeweiße Hand, um sie dankbar an seine Lippen zu ziehen. Bleibt es mir auch noch ferner.

— Ich gelobe es mir und Euch. Mag die Welt mich auch verdammen! Was frage ich nach

ihrem Urtheil? Meine Welt ist und bleibt Rudolph! rief sie im Ueberströmen ihres Gefühles und flog entzückt an den Hals des Monarchen.

In demselben Augenblicke ertönte rasselnder Trommelwirbel.

— Was bedeutet das? fragte die Gräfin.

— Die Ankunft des neuen päpstlichen Gesandten. Er überbringt Uns sein Beglaubigungsschreiben.

— So lebet wohl, mein kaiserlicher Herr!

— Heute Abend sehe ich Euch wieder beim Souper.

Magdalena verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging.

— Was wäre ich ohne dieses Weib? fragte sich Rudolph tief bewegt. Ein Stückchen kalter Erde ohne Sonnenglanz!

Zehntes Capitel.

Eine Veränderung.

Am folgenden Tage erhielt Don Cäsar eine neue Gouvernante und einen andern Fechtmeister.

Eilftes Capitel.

Ligue der protestantischen Fürsten. — Der Majestätsbrief.

Wenige Monate nach dem Abschluße jenes unbrüderlichen Bruderfriedens von Dubec zogen am Horizonte des Hradschins und seines kaiserlichen Bewohners neue, unheildrohende Gewitterwolken herauf. In Prag und in ganz Böhmen verbreitete sich das unheimliche Gerücht, Herzog Maxmilian I. von Bayern, dessen Glaubenseifer stark verdächtig war, habe an der böhmischen Grenze eine Meile von Tauß mit seinem Kriegsvolke ein Lager aufgeschlagen. Gleichzeitig erfuhr alle Welt, auch der protestantische Pfalzgraf und Churfürst Friedrich V. ziehe am Rheine ein Heer zusammen. Letzterer, hieß es, habe mit den übrigen protestantischen Fürsten des deutschen Reiches eine Ligue wider Papst und Kaiser geschlossen, um besonders Letzteren, der das Fortschreiten des Protestantismus in Böhmen niederhalte, abzusetzen.

Rudolph, bestürzt durch diese kriegerischen Vorkehrungen, berief durch ein am 28. October 1608

ausgefertigtes Decret eine außergewöhnliche Versammlung von Abgeordneten jeder Kreisstadt zusammen, um zu berathen, was gegen diese Verbindung der protestantischen Fürsten zu unternehmen sei.

In diesem Augenblicke neuer Gefahr bestürmten ihn die utraquistischen Stände mit ihrem alten, seitdem schon oft abschläglich beschiedenen Gesuche, daß die ihnen verbürgte Gewissensfreiheit, welche bis jetzt nur auf dem Papiere, nicht aber in der Wirklichkeit bestand, nicht länger Versprechen bleibe, sondern endlich einmal Wahrheit werde.

Der Kaiser war ernstlich entschlossen, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Seine Umgebung aber verhinderte ihn daran. Der fast immer kränkliche Erzbischof von Prag, Karl von Lamberg, der sich zur Herstellung seiner Gesundheit fast beständig im Kloster Ossegg bei Teplitz aufhielt, ließ den Kaiser durch den Abt von Strahow und Suffragan Johannes Lohelius bei den sieben Schwertern der Mutter Gottes bitten und beschwören, durchaus nicht nachzugeben, weil durch Verleihung dieser Gewissensfreiheit der katholischen Kirche eine in ihren Folgen unberechnenbare Gefahr erwachse. Gleicher Ansicht waren der Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, der Erzherzog Leopold, den das

Breslauer Domcapitel zwei Jahre zuvor zum Bischof erwählt hatte. — Sie, die in dem Zugeständniß der Religionsfreiheit ein Crimen laesae ecclesiae erblickten, widerriethen einstimmig dem Kaiser, sich darin nachgiebig zu zeigen; denn hätten die Utraquisten erst einen Finger, dann hätten sie auch bald die ganze Hand, meinte der Abt von Strahow, der den prager Erzbischof vertrat.

Am 20. Mai 1609 trat der Landtag auf dem hradschiner Schlosse zusammen, um die Schritte gegen die Ligue der protestantischen Fürsten und das immer dringender und drohender sich gestaltende Gesuch der utraquistischen Forderungen zu berathen.

Um dem Auftreten der lutherischen Stände mehr Nachdruck zu geben, hatten diese den Beschluß gefaßt, unter dem Vorwande, um frühzeitig gegen das Eindringen der feindlichen Ligue gewaffnet zu sein, Kriegsvolk anzuwerben und es unter den Befehl des kais. Rathes Leonhard Colonna von Felß auf Engelsburg, der zum obersten Generalfeldmarschall, des Grafen Heinrich Matthias von Thurn, der zum General-Lieutenant, und Johanns Bubna von Litic des Jüngern, der zum General-Wachtmeister der utraquistischen Truppen ernannt ward, zu stellen.

Außerdem erwählten sie aus ihrem Schooße

einen leitenden Ausschuß von zehn Directoren aus dem Herrenstande und eben so vielen Mitgliedern aus dem Ritter- und dem Bürger-Stande; unter Letztern fünf aus der Altstadt, zwei aus der Neustadt, einen von der Kleinseite und je einen von Tauß und Klattau.

An die Stelle Peter Woks von Rosenberg, der, zum ersten Director aus dem Herrenstande ernannt, die Uebernahme dieses Amtes seiner Kränklichkeit wegen abgelehnt hatte, trat der muthigste und thatkräftigste von Allen, Wenzel Budowec von Budowa, an die Spitze dieses Dreißiger-Ausschusses, die Seele der ganzen Partei, fest entschlossen, nichts zu scheuen und Alles zu wagen, um den Kaiser trotz der Abmahnung seiner Räthe und der hohen Geistlichkeit zur endlichen Erfüllung seines ihnen gegebenen Versprechens zu bewegen.

— Fortuna fortes juvat! sagte er zum Ausschusse und riß ihn durch die Begeisterung seiner Aufforderung zu dem Entschluße hin, nicht zu wanken und nicht zu weichen und alle Mittel zur Erreichung ihres Zieles aufzubieten.

Budowec ward von dem Ausschusse beauftragt, im Namen seiner ebenso mächtigen, als vom Hofe

gefürchteten Partei die von ihm aufgesetzten Artikel zu endlicher Genehmigung dem Kaiser vorzulegen.

Budowec begab sich vom altstädter Rathhause, wo der Ausschuß seine Sitzungen hielt, gefolgt von der zahllosen Schaar seiner Anhänger, nach dem Hradschin und verlangte im Namen der Stände Einlaß in die Gemächer Seiner Majestät.

— Man sage ihm, ich sei krank, sprach Rudolph.

— Wir haben dieß bereits gethan; er aber läßt sich nicht abweisen . . .

— Sagt ihm, er möge morgen kommen.

— Es sei Gefahr im Verzuge, meinte er und bestand darauf, im Namen der Stände sofort vorgelassen zu werden.

— Diese Stände sind ganz des Teufels! Nun, wenn es nicht bis morgen warten kann oder will, so laßt den ungestümen Dränger in Gottes Namen eintreten.

Und das geschah denn auch. Rudolph empfing ihn mit den Worten:

— Wir haben Euch lange nicht gesehen . . .

— Majestät, die dringenden Geschäfte der Stände.

— Ich spreche jetzt nicht von den Ständen,

sondern nur von Euch. Ihr seid doch immer wohl gewesen?

— Gott sei gedankt, ich bin wohl. Eure treuen Stände haben mich beauftragt . . .

— Von diesen später! Beantwortet mir zuvor eine Frage. Ist es wahr, daß Ihr Kriegsvolk angeworben habt?

— Allerdings, Majestät, ist dieß wahr!

— Nun, dann werdet Ihr auch nicht läugnen, daß Ihr es gegen Euern Kaiser angeworben habt?

— Ich muß dieß in Abrede stellen. Wir haben ein kleines Heer geworben, um, auf alle Wechselfälle gefaßt, der protestantischen Ligue die Spitze zu bieten und sie mit den Waffen in der Hand hinauszujagen, wenn es ihr gelüsten sollte, feindlich Böhmens geheiligten Boden zu überschreiten, um den Kaiser, den wir Alle lieben, in den Grenzen seines Reiches anzugreifen . . .

— Sagt offen, liebt Ihr mich wirklich? Seid Ihr wirklich der Freund Eures Kaisers?

— Ich bin ein treuer Freund, der es eben so ehrlich mit dem Throne, als mit dem Volke meint, der zwischen Beide als aufrichtiger Vermittler tritt, das Volk von Excessen zurückhält und den Kaiser im Namen des ewigen Rechtes bittet und beschwört,

dem Schrei eines großen Theiles seiner nur aus Religionsrücksichten zurückgesetzten Unterthanen huldreich Gehör zu schenken und Euch durch treulose Räthe in Eurem schönen Vorsatze, auch Jenen gerecht zu werden, nicht länger beirren und durch Gefahren, die sie nur erfinden, um Euch ängstlich zu machen, einschüchtern zu lassen. Euere lutherischen Unterthanen verlangen ja nichts weiter als das, was Euere Weisheit und Milde selbst Jenen, die gar keine Christen und nur Juden sind, eingeräumt hat. Gnädigster Herr, wir verlangen nichts, als Glaubensfreiheit!

— Ihr sollt sie haben, ehrlicher Freund. Doch werdet Ihr selber begreifen, daß solch' ein wichtiger Schritt wohl erwogen und so reiflich als möglich überlegt sein will, weil dessen Folgen, wie meine Bischöfe sagen, von unberechnenbarer Wichtigkeit sind. Laßt mich also Euer Gesuch noch einmal in Berathung ziehen, bevor ich es Euch gewähre.

— Majestät, jede Zögerung ist jetzt zu spät! Auf der Schloßstiege und im äußern Vorhofe der Burg harrt das zahllos versammelte Volk Eurer Entscheidung. Sagt ihm, sagt es den Ständen, sagt es ihrem Abgeordneten offen und unverholen: „Ich will oder ich will nicht!"

— Wer sagt Euch, daß ich nicht will? Ich bin trotz aller Einwürfe meiner Räthe, heute fester als jemals entschlossen, Euren vieljährigen Bitten endlich nachzugeben; ich verlange nur noch kurzen Aufschub.

— Ich kann, ich darf ihn nicht gewähren! entgegnete bieder und fest der Abgeordnete des Ausschusses.

— Wie? Seid Ihr gekommen, mir etwas, was ich Euch nicht sofort gewähren mag, vielleicht gewaltsam abzutrotzen?

— Majestät, davon bin ich weit entfernt. Ich erscheine vor Euch als ein Bittender, der Euch noch einmal beschwört, nicht der Stimme Eurer Räthe, sondern einzig und allein jener Eures Herzens, jener Eures Gerechtigkeitsgefühls zu folgen und das neuerdings zu bestätigen, was Euer großer Vater seinen treuen Böhmen großherzig zugesagt, und das zu erfüllen, was auch sein nicht minder hochherziger Nachfolger uns schon vor Abschluß jenes Friedens zugesichert hat.

— Für Bittende hat Kaiser Rudolph stets ein offenes Ohr. Sagt mir noch einmal, was Ihr begehrt?

— Sämmtliche Puncte sind auf diesem Blatt

verzeichnet, sagte Budowec, eine Pergamentrolle, die er hielt, in die Hand des Kaisers niederlegend.

Rudolph stellte sich unter dem Vorwande der Schwäche seiner Augen an das Fenster, welches Aussicht auf den Vorhof der Burg gab und warf einen flüchtigen Seitenblick auf das dort massenweis angesammelte Volk, das von Minute zu Minute mehr und mehr anwuchs.

Der Kaiser las den ganzen Inhalt.

— Ihr verlangt viel, sehr viel, sagte der Monarch einen Augenblick überlegend.

— Aber sicher nichts, was ungerecht wäre.

— Das gebe ich zu, doch bleibt es immerhin viel. Was wird mein kranker Erzbischof Lamberg und sein Stellvertreter, was werden die Bischöfe von Olmütz und Breslau, was wird mein oberster Kanzler und so mancher Andere dazu sagen, wenn sie erfahren, daß Kaiser Rudolph, bestürmt von Euern Bitten, endlich nachgegeben hat?

— Sie werden damit nicht einverstanden sein; aber die Welt, Majestät, und die Geschichte, welche die Thaten der Fürsten, wie jene ihrer Völker, mit unauslöschlicher Flammenschrift in die ehernen Tafeln des Nachruhms eingräbt, sie wird Euch besser beurtheilen und an den Rand des heutigen Tages

schreiben: Heut vollbrachte der Kaiser eine große That. Sein Name sei gepriesen und gesegnet!

— Amen! sagte Rudolph und bekreuzigte sich. Was nun also soll ich thun?

— Dieses Document allerhuldreichst unterzeichnen und das, was darin aufgezeichnet steht, durch die Machtvollkommenheit, die Euch Gott der Herr verliehen, und durch die Unterschrift Eures ruhmgeschmückten Namens zum heilig-unverbrüchlichen Gesetz erheben!

— Solch ein Namenszug, einmal niedergeschrieben, läßt sich nicht mehr zurücknehmen.

— Wort bleibt Wort! Gleichviel ob es gesprochen oder hingeschrieben ist.

— Ihr irrt. Verba volant, scripta manent.

Im Vorhofe erhob sich großes Murren. Das Volk begann, weil Budowec so lange ausblieb, unruhig zu werden. Lauffeuerähnlich verbreitete sich vom Hradschin herab das Gerücht, der Kaiser habe den Abgeordneten der Defensoren in's Gefängniß werfen lassen. Die Bürger griffen zu den Waffen. Jung und Alt stürmte die Schloßstiege hinan, um dort zu erfahren, ob das Gerücht auf Lüge oder Wahrheit beruhe. Im letztern Falle war es

entschlossen, den muthigen Wortführer seiner Partei laut zurückzufordern und nöthigenfalls gewaltsam aus dem Kerker zu befreien. — Das Murren, immer stärker werdend, stieg jetzt drohend bis zu den Ohren des Kaisers herauf.

— Was bedeutet dieser Lärm? fragte er.

— Das Volk, das mich erwartet, fängt zu fürchten an, weil ich mit dem kaiserlichen Geschenke, das ich ihm im Namen der Stände verheißen habe, noch nicht zurückgekehrt bin.

— Wohlan, ich will mein Volk beruhigen. Ich werde Euere Schrift da unterzeichnen, sagte der Monarch und suchte ängstlich und ziemlich lange auf seinem Arbeitstische eine Feder.

Tausende von Stimmen verlangten lärmend Budowec zu sehen. Der Kaiser vernahm den drohenden Ruf. Zitternd tauchte er die Feder ein. Doch als er seinen Namen schreiben wollte, gewahrte er, daß seine Feder so trocken als der Ueberreicher jener Pergamentrolle geblieben war.

— Ihr seht, ich soll nicht schreiben! sprach Rudolph, der diesen Mangel an Tinte für einen Fingerzeig des Himmels hielt. Die Flüssigkeit in meinem Tintenfaße ist gänzlich eingetrocknet.

— Laßt Euch dadurch nicht abhalten, Majestät. Dort in der Ecke steht ein Anderes!

— Gottlob! sagte der Kaiser, der von Neuem das Murren vernahm und nun in das andere Faß seine Feder tauchte.

In dem Augenblick, als er seinen Namen unterzeichnen wollte, ließ sich von der Decke des Gemachs auf die Pergamentrolle eine große schwarze Kreuzspinne herab.

— Himmel, was ist das! rief er erschreckt.

— Eine Spinne, welche Euch Glück bringt! entgegnete Budowec mit großer Geistesgegenwart, das Thier, das in Rudolphs Augen eine üble Vorbedeutung hatte, vom Papiere fortjagend.

— Und warum habt Ihr das, was Eurem Kaiser Glück gebracht, fortgejagt?

— Weil es Euch zu beunruhigen schien.

— Wenn Herr Budowec nicht bald zurückkommt, dann mache ich solchen Heidenlärm, daß alle Heiligen im Himmel es hören sollen, sagte unten im Volksgedränge Einer, der kein Anderer als der handschuhmachende Goliath von der Kleinseite, der 6 Fuß 7 Zoll hohe Meister Jaromir war, der zudem hoch ergrimmt darüber, daß Kaiser Rudolph

erst unlängst ihm die Erneuerung des Privilegiums auf nahtlose Handschuhe abgeschlagen hatte.

— Ich hänge an Vorurtheilen, gestand Rudolph und will Euch nicht verhehlen, daß ich in jener schwarzen Kreuzspinne eine Warnung des Himmels erblicke.

— Mein kaiserlicher Herr, gebt solchem Aberglauben keinen Raum. Unterzeichnet, ehe es zu spät wird!

— Zu spät? Was wollt Ihr damit sagen? fragte Rudolph, die Feder, die er erfaßt hatte, unwillig wegwerfend.

— Hört Ihr nicht das laute Schreien?

— Budowec! Budowec! schrieen viele tausend Stimmen auf einmal.

— Zeigt Euch an dem Fenster, damit die guten Kinder der drei Städte Prag sich überzeugen, daß der Kaiser ihrem Freunde nichts zu Leid gethan.

— Majestät, unterschreibt und laßt mich fort!

— Wie lange sollen wir noch warten? fragte ein vierschrötiger Knirps, der zufällig kein Anderer, als der durch ‚ungeregelten Durst heruntergekommene' Schuhmacher Wenzel war, der ganz und gar vergessen zu haben schien, daß der Kaiser ihm erst unlängst eine neue Unterstützung gewährt hatte.

— Budowec! Budowec! wiederholten die aufgeregten Volksmassen.

— Wohlan es sei! Ich will unterzeichnen, sagte Rudolph und schrieb mit scheinbarer Ruhe langsam und mit auffallend großen Lettern seinen Namen hin. — Nun, nehmt die Schrift und geht!

— Im Namen der Stände danke ich Euch, mein kaiserlicher Herr, sprach der Abgeordnete, nahm die Rolle und eilte hinab, um die Massen zu beruhigen.

Der Kaiser stellte sich an's Fenster und sah auf das Volk hinab.

— Es ist nicht schlechter, aber auch nicht besser als jedes Andere. Heute vergöttert, morgen steinigt es uns. Heut steinigt und morgen vergöttert es wieder. Das Volk ist ein vielköpfiges Ungeheuer; und doch gehört nur ein so herzloser Tyrann wie Caligula dazu, um seinem Volke nur Einen Kopf zu wünschen, und dem Beile seiner Henker zu überliefern. Ich aber bin, Gottlob! kein Caligula! Ich bin Mariens, bin Maxmilians Sohn und liebe meine Kinder selbst dann noch, wenn sie sich auflehnen gegen mich!

Als die hohe ehrwürdige Gestalt des ständischen Abgesandten dem im Burghofe versammelten Volke

sichtbar ward, brach es in tausendstimmigen, fast endlosen Jubel aus.

— Der Kaiser hat uns Alles bewilligt! verkündete er dem Volke, die Pergamentrolle wie eine Siegestrophäe erhebend. Hier, prager Bürger, ist der Majestätsbrief!

— Es lebe unser Herr und Kaiser! Es lebe Kaiser Rudolph der Gerechte! schrie dasselbe Volk, das noch wenige Augenblicke zuvor die Fahne der Empörung bereit hielt.

— Ein dreifaches Hoch unserm Wenzel Budowec! schrie der Handschuhmacher von der Kleinseite und warf seine Filzkappe, an der ihm mit vollem Rechte nicht viel zu liegen schien, in die Luft.

Und Jedermann befolgte dessen vaterländisches Beispiel. Und eine ganze Heuschreckenwolke von schwerfälligen breiten Kremphüten, spitzigen Calabresern, Barrets und Mützen mit und ohne Pelzwerk flog ellenhoch in die Höhe und ließ sich wie ein Platzregen auf die jubelnde Volksmasse herab. Manche dieser Kopfbedeckungen ward dadurch vertauscht. Mancher, der eine neue Kappe in die Luft geschleudert, erhielt dafür einen abgeschabten Deckel, und Mancher wiederum, der, wie Jaromir, einen schon seit Jahren abgegriffenen Filz von sich geworfen, erwischte dafür

einen nagelneuen und machte auf diese Weise einen höchst annehmbaren Tausch.

Budowec aber, den Majestätsbrief wie eine flatternde Siegesfahne emporhaltend, ward von dem begeisterten Volke auf zehn Schultern zugleich emporgehoben und, wie sehr er sich auch dagegen zu wehren schien, im Triumphe und unter wiederholtem Vivatruf über den Schloßhof und die Schloßstiege hinab bis nach dem altstädter Rathhause fortgetragen.

Als Rudolph ihn so forttragen sah, gönnte er der Ehrlichkeit dieses unerschrockenen Mannes mit Freuden diesen wohlverdienten Triumph, und ohne Zorn wie im Geiste eines Propheten sagte er zu sich:

— Auch er wird nicht glücklich enden! und verließ betrübt über die grellen Ahnungen, die wie Wetterleuchten den dunkeln Horizont der Zukunft durchblitzten, das Fenster, an welchem er Zeuge jener Triumphscene gewesen war.*)

---

*) Rudolphs dunkle Ahnung bewahrheitete sich! Wenzel Budowec starb keines natürlichen Todes. Nach der Schlacht am weißen Berge, welche Friedrichs V. Heer geschlagen, gesprengt und vernichtet hatte, führte er seine Frau und Kinder auf seine Güter; er selber aber

Am Rathhause empfing ihn neuer Jubel. Er überreichte dem Ausschuße die feierliche Bestätigung der von den Utraquisten begehrten Freiheiten. Die Dreißiger aber waren damit nicht zufrieden. Die Unterschrift des Kaisers genügte ihnen nicht. Sie

---

kehrte sogleich wieder nach Prag zurück; denn lieber wollte er sein eigenes Leben, als die ihm von den Ständen zur Aufbewahrung anvertraute Krone Böhmens den Händen der Sieger überliefern. Am 10. Februar 1621 gefangen genommen und kurze Zeit darauf zum Tode verurtheilt, ward er am 21. Juni desselben Jahres, ein Greis von siebenzig Jahren, öffentlich auf dem altstädter Ringe enthauptet. Man höre, was Pelzel darüber sagt: ‚Dieß war das Ende dieses auf die Freiheiten seines Vaterlandes vielleicht nur allzusehr eifersüchtigen Mannes. Er war noch von dem Schlage der alten, ernsthaften, tiefsinnigen und unbeugsamen Böhmen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Wie man ihm in seiner Gefangenschaft anrieth, den beleidigten Kaiser Ferdinand II. um Gnade zu bitten, gab er zur Antwort: Malo mori quam patriam videre mori (Lieber selber sterben, als das Vaterland sterben zu sehen); denn er stellte sich vor, nach der Schlacht am weißen Berge müsse Alles zu Grunde gehen. Und gleichwie Brutus der letzte Römer gewesen ist, so war Budowec der letzte Böhme.‘ Sein Wahlspruch lautete: In Deo fortitudo. (Nur in Gott meine Stärke!)

verlangten nach altem Brauch und Herkommen die Gegenzeichnung des obersten Kanzlers.

— Das ist unnöthig, sagte Wenzel Budowec. Kaiser Rudolph wird seine Unterschrift nicht abläugnen.

— Das nicht, erwiderte der Graf von Thurn, später aber sein Zugeständniß wieder bereuend, könnte er sagen, der uns in Gnaden verliehene Majestätsbrief habe keine Giltigkeit, weil wir ihm die Unterzeichnung gewaltsam abgetrotzt, und schon darum, weil sie vom Kanzler nicht mit unterzeichnet ist.

— Ich glaube nicht, entgegnete der Generallieutenant und kaiser. Rath Leonhard Colonna von Felß, daß der Kaiser sich je so weit vergessen wird, von dieser Ausflucht, die seiner Redlichkeit nicht ähnlich sieht, jemals Gebrauch zu machen, aber . . .

— Sicher ist doch immer sicher, unterbrach ihn Johann von Bubna.

— Sicher ist sicher! wiederholten die Andern.

Und wiederum ward Budowec vom Ausschusse beauftragt, sich noch einmal zum Kaiser zu verfügen und sich von Seiner Majestät in Huld und Gnaden die Gegenzeichnung des obersten Kanzlers zu erbitten.

Und Budowec erfüllte auch diesen Auftrag. Er begab sich zum Kaiser, trug ihm mit äußerster Schonung das ihm selbst und vielen Andern überflüssig

erscheinende Gesuch des Ständeausschusses vor und bat um dessen allergnädigste Gewährung.

— Ich finde es nicht mehr als billig, erwiderte Rudolph, der kurz zuvor mit der Gräfin gesprochen, die dieß Zugeständniß, weil es die Erfüllung eines längst gegebenen Kaiserwortes gewesen war, vollkommen gutgeheißen hatte.

Seine Majestät ließ den Kanzler Adalbert Zdenko Popel von Lobkowic rufen. Dieser erschien ohne Säumen.

— Unterzeichnet Unseren Majestätsbrief, sagte der Kaiser. Adalbert Zdenko von Lobkowic las den Inhalt und sprach:

— Majestät, mein Gewissen erlaubt mir nicht, diesen Act, der den Rechten unserer Kirche zuwiderläuft, mitzuunterzeichnen.

— Das, was ich that, dürft auch Ihr thun!

— Nein, gnädigster Herr, das darf ich nicht. Der Kaiser darf erfüllen, was er versprochen hat. Ich aber, Majestät, habe nichts versprochen.

— Ihr seht, Wenzel von Budowec, daß mein Kanzler in seinem Rechte ist.

Budowec schien es einzuräumen; denn er schwieg.

— Ich mag ihn also nicht zwingen, fuhr der Kaiser fort. Ihr seid entlassen, Zdenko von Lobkowic.

— Für immer? fragte Zdenko wehmüthig.

— Nein, nein, mein treuer, ehrlicher Freund. Ich entlasse Euch nur für einen Augenblick, um den Oberstburggrafen Adam von Sternberg herzubescheiden.

Der oberste Kanzler verließ den Monarchen. Wenige Minuten später erschien Sternberg.

Er durchlas den Act und unterzeichnete. Der Kaiser sandte gleichzeitig mit Budowec den kais. Hofrath Carl von Wartenberg mit dem vom Oberstburggrafen gegengezeichneten Majestätsbrief den im altstädter Rathhause permanent versammelten Directoren, die ihn aus der Hand des Abgeordneten entgegennahmen mit dem einstimmigen Ruf:

— Hoch lebe Kaiser Rudolph der Gerechte!

Und dieß Alles geschah am 12. Juli 1609. Und gleichwie im Buche des rudolphinischen Lebens der 28. Juni 1608 als Tag des unrühmlichen Friedensabschlußes als einer der schwächsten aufgezeichnet steht, strahlt der 12. Juli 1609 als Tag der Verleihung des Majestätsbriefes unbestritten als einer der segensreichsten seiner ganzen Regierungszeit durch mehr als zwei Jahrhunderte noch bis heute und in Ewigkeit in unvermindertem Glanze fort. — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Majestätsbrief, den Bewohnern Böhmens

vollständig freie Religionsausübung einräumend, ward den Acten der Landtafel einverleibt; das Original aber, für das die Utraquisten auf Kosten der Landescasse ein silbernes Kästchen anfertigen ließen, auf welches sämmtliche dreißig Directoren ihre Namen, Wappen und Sinnsprüche einzugraben befahlen, wurde erst am 26. Februar des folgenden Jahres (1610) nach Carlstein abgeschickt und von dem dortigen Burggrafen, Wilhelm Slawata, den seiner Aufsicht anvertrauten Reichskleinodien und Landesprivilegien beigefügt; der am 5. September 1609 mit der Sub-una-Confession abgeschlossene Vergleich aber in den silberfarbigen Kaufquatern der Landtafel eingetragen.

Zwölftes Capitel.

Der Fürstentag in Prag. — Eine Weissagung Brahe's erfüllt sich. — Kaiser Rudolphs erste Jugendliebe.

Mehr als die Verleihung des Majestätsbriefes schmerzte den Kaiser das unwürdige Benehmen seines Bruders Matthias, der, nicht zufrieden mit der

ihm abgetretenen Regierung Ungarns, Oesterreichs und Mährens, auch in Böhmen die Unzufriedenheit des Volks und vorzugsweise die der Utraquisten auf jede Weise mehr und mehr anzufachen verstand.

Rudolph beschloß, um dem Umsichgreifen der heimlich fortgesponnenen Ränke des Königs von Ungarn und neuen Unruhen vorzubeugen, auf den Rath der Gräfin Magdalena, alle Chur- und Reichsfürsten nach Prag einzuladen, um mit ihnen über die Wahl seines zukünftigen Nachfolgers im deutschen Reiche in Berathung zu treten, hauptsächlich aber wohl nur darum, um mit ihrem Beistande seine durch den Einfluß des eigenen Bruders geschwächte Kaisermacht wiederherzustellen.

Aus der Zahl der Churfürsten waren jene von Cöln, Mainz und Sachsen, von den Reichsfürsten: Heinrich Julius Herzog von Braunschweig, die beiden Landgrafen Philipp und Ludwig von Hessen und die beiden Erzherzoge Maxmilian von Tirol und Ferdinand von Steyermark (der nachmalige Nachfolger des Kaisers Matthias) der kaiserlichen Einladung gefolgt. Der Churfürst von Trier, Herzog Maxmilian I. von Bayern, abgehalten, persönlich zu erscheinen, hatte zwei Bevollmächtigte gesandt.

Dieser Fürsten-Ausschuß trat am 25. April 1610

auf dem Hradschin im Wladislaw'schen Saale zusammen. Der Kaiser ließ durch seine Räthe den versammelten Fürsten die lange Reihe seiner vollständig begründeten Beschwerden gegen seinen königlichen Bruder in Ungarn vorlegen, ihn selber aber nach Prag einladen, um, falls er es vermöchte, sich gegen Rudolphs Anklagen zu rechtfertigen.

Matthias erklärte in seinem diplomatisch-schlau abgefaßten Antwortschreiben, er sei durch eine Masse unaufschiebbarer Regierungsangelegenheiten leider so sehr beschäftigt, daß es ihm unmöglich wäre, der Einladung Seiner römisch-kaiserlichen Majestät — wie gern er es auch gewünscht — persönlich Folge zu leisten, doch würde er seine Bevollmächtigten nach Prag senden, wenn er nicht Bedenken trüge, dieß bloß aus dem Grunde zu unterlassen, weil es ihn befremden müsse, daß der zum Bischof von Passau ernannte Erzherzog Leopold (der einzige Anverwandte, der ein treuer Anhänger des Kaisers war) sein Kriegsvolk bis dicht an Oesterreichs Grenzen vorgeschoben habe und allem Anscheine nach — Niemand wisse bis jetzt warum — entschlossen sei, einen Einfall auf österreichisches Gebiet zu wagen.

Gäbe man ihm genügende Auskunft und seinen

Gesandten genügende Sicherheit, dann würden Letztere ungesäumt nach Prag eilen.

Der Kaiser erließ sofort an Erzherzog Leopold den Befehl, sein Kriegsvolk von der österreichischen Grenze zurückzuziehen und die Waffen — wenigstens bis auf weitere Ordre — niederzulegen; den Bevollmächtigten des Königs von Ungarn aber ward vollständige Sicherheit ihrer Person zugesagt.

Wenige Tage später trafen die königlichen Abgesandten, unter ihnen Carl von Liechtenstein, Helffried Graf von Meggau, Richard von Starhemberg und mehrere Andere in Prag ein.

Man weiß, daß derlei Fürstenzusammenkünfte und Gesandten-Congresse sich herzlich gern in die Länge ziehen. Und so kam es, daß auch der Congreß zu Prag von Ende April bis Mitte October zusammenblieb und sich diese langen fünfthalb Monate durch herrliche Schmausereien, heitere Zechgelage, prächtige Jagden und ritterliches Lanzenrennen auf's Bestmöglichste abzukürzen und sich ‚con amore' zu unterhalten und zu zerstreuen bestrebte.

Nebenbei ward natürlich auch viel gesprochen, leider aber desto weniger gehandelt und durchgesetzt.

Letzteres kam daher, weil man — wie dieß bei solchen Fällen stets zu geschehen pflegt — auf

beiden Seiten offenbar weiter ging, als es klug und rathsam war.

Die Abgesandten des Königs von Ungarn erklärten sich im Namen ihres erlauchten Vollmachtgebers bereit, dem sich nur mit Unrecht (?) gekränkt fühlenden Kaiser jede mit der eigenen Ehre irgend verträgliche Genugthuung zu geben, wollten aber, wie vorauszusehen war, nichts von einer Wiederabtretung Ungarns, Oesterreichs und Mährens an den deutschen Kaiser hören.

Der Heftigste war der Churfürst von Mainz. Dieser ging in seinem Streben, der verletzten Majestät des Kaisers und dessen geschwächter Macht glänzende Genugthuung zu verschaffen, so weit, zu verlangen, daß König Matthias den Kaiser Rudolph wegen der ihm gewaltsam abgedrungenen Länder und Kronen fußfällig um Verzeihung bitten und noch obenein die ihm abgetretenen Länder zurückgeben müßte.

Es läßt sich begreifen, daß Matthias diese schimpflichen Forderungen entrüstet zurückwies.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ward zu wiederholten Malen nach Wien gesandt, um den König von Ungarn, der dort sein Hoflager aufgeschlagen, zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da

er nichts ausgerichtet hatte, schickte der Congreß den Churfürsten von Cöln. Aber auch dieser setzte nichts durch. Endlich ward Erzherzog Ferdinand abgeordnet, um die Aussöhnung beider Brüder, von denen Keiner nachzugeben entschlossen war, zu vermitteln. Dem Einfluße des Letztern gelang es endlich nach langem Zureden, einen gütlichen Vergleich mit nachfolgendem Vertrag abzuschließen:

— König Matthias sei bereit durch die Erzherzoge Maxmilian und Ferdinand Seiner römisch-kaiserlichen Majestät in Gegenwart des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, wegen allen Kränkungen, die er dem deutschen Kaiser zugefügt, Abbitte zu thun, aber nicht fußfällig, wie der Churfürst von Mainz zu begehren sich erdreistet habe, sondern so wie es einem Sohne des Hauses Habsburg, dem Bruder seinem Bruder gegenüber, ohne sich beiderseitig etwas von der ihnen angestammten Würde zu vergeben, geschehen könne.*) Matthias

*) Nach dem Berichte des gleichzeitigen böhmischen Staatsmanns, Wilhelm Slawata's, soll der Kaiser selbst so zartfühlend gewesen sein, die fußfällige Abbitte abzulehnen, weil dieß mit der Würde eines Erzherzogs aus dem Hause Habsburg nicht vereinbar sei. Kheven-

wolle die ihm abgetretenen Länder nicht als Recht der Eroberung behaupten, sondern als einen Act freiwilliger Abtretung, als ein Zeichen kaiserlicher Huld und Gnade, als ein Zugeständniß brüderlichen Wohlwollens und Vertrauens auch fernerhin behalten, den Kaiser aber als den Ältesten des Hauses Oesterreich, als seinen Lehnsherrn und das Oberhaupt der deutschen Christenheit anerkennen; Kaiser Rudolph sei dagegen bereit, seinen Bruder auch fernerhin als König von Ungarn, regierenden Erzherzog von Oesterreich und Markgrafen von Mähren anzuerkennen, ihm alle Rechte eines treuen Lehnsmanns einzuräumen und ihm auch wie bisher ein wohlwollender Bruder zu bleiben, so lange, als sich Matthias in kein Bündniß einlasse, durch das die Macht und das Ansehen des deutschen Kaisers irgend wie geschwächt oder gekränkt werden könnte. Der

---

hüller schreibt, Rudolph habe nicht zugeben wollen, daß selbst des Königs Stellvertreter, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand ihr Knie vor ihm beugen sollten. — Nach Slawata's Aussage soll die Abbitte des Königs durch den Abgesandten des Statthalters der Niederlande, des Erzherzogs Albrecht, durch den Grafen Visconti, geschehen sein.

König von Ungarn verpflichte sich, als pflichtgetreuer Vasall seines erlauchten Bruders, dem Kaiser gegen alle heimlichen und offenen Widersacher und Feinde nach besten Kräften hilfreich beizustehen und sich, ohne Genehmigung seines Lehnsherrn, weder in einen neuen Krieg, noch in einen neuen Frieden mit dem Türken einzulassen. Endlich wolle König Matthias dem deutschen Kaiser alljährlich, nicht als schuldigen Tribut, sondern als einen Beweis brüderlicher Dankbarkeit, ein freiwilliges Geschenk von fünfzigtausend Ducaten und zweitausend Eimern ungarischen Weines (Rudolph liebte vor Allem den Tokaier) pünctlich entrichten.

Während dieser Verhandlungen war die Nachricht von der durch François Ravaillac am 10. Mai 1610 vollführten Ermordung König Heinrichs IV. von Frankreich nach Prag gelangt und somit eine der Prophezeihungen des seligen Sternsehers mit der silbernen Nase wirklich in Erfüllung gegangen. Nach einundzwanzig mißglückten Attentaten auf das Leben eines der größten und besten Monarchen des schönsten Thrones der Christenheit war es dem Zweiundzwanzigsten gelungen, Heinrich IV. als Feind der katholischen Kirche aus der Welt zu schaffen. Die geschichtliche Erfahrung neuerer Zeiten bestätigt

es, daß gerade die besten oder willenskräftigsten Fürsten den Versuchen meuchelmörderischer Tollköpfe ausgesetzt sind. Der Schwache wird großentheils nur bemitleidet; der Starke aber wird gefürchtet.

Keinen hatte diese Unglücksbotschaft mehr erschreckt als den Kaiser Rudolph, der sich seit jenem Augenblick der durch nichts motivirten Furcht hingab, auch er werde bald als Opfer eines ähnlichen Attentats, wenn auch nicht, wie Heinrich, durch den Dolch eines fanatisirten Katholiken, sondern, wie er zu befürchten schien, durch die Hand eines nicht minder fanatischen Piccarden oder Utraquisten fallen.

Während der Kaiser, ängstlicher als je, sich wochenlang in seine festungsähnlichen, vielfach verrammelten Gemächer einschloß und nur höchst selten die Mitglieder des Fürsten-Ausschusses vor sich ließ, ward gerade um jene Zeit von der studierenden Jugend der carolinischen Akademie zu Prag ein geistliches Schauspiel ‚Daniel‘ mit musikalischen Chören und bald darauf von den Studenten der Ferdinandeischen Akademie, die eigends zu diesem Zwecke von Gratz nach Prag herübergekommen war, ein ähnliches halb oratorisches, halb musikalisches Schauspiel unter dem Titel ‚Elias‘ zur Ergötzung der hohen Congreßglieder in den prachtvoll geschmückten

Räumen des Wladislaw'schen Riesensaales aufgeführt.

Rudolph wohnte keinem von Beiden bei. Er blieb ein freiwilliger Gefangener seiner Furcht, die ihn niemals verließ, in seinen Zimmern und vertrieb sich seine Langeweile abwechselnd mit dem unermüdlichen Aufsuchen des Steines der Weisen oder mit dem Schleifen von Edelsteinen und nur dann und wann in Gesprächen mit seinem Lieblingslöwen Otakar und seiner Lieblingsfreundin Magdalena.

Letztere gab sich alle erdenkliche Mühe, durch alle Minen ihres Geistes und alle Springbrunnen ihres Scharfsinns, ihres Witzes, ihrer Laune den Mißmuth, die Schwermuth, Angst und Furcht des Gebieters ihres Herzens aufzuheitern. Leider aber gelang es ihr nicht. Rudolph ward von Tag zu Tage trauriger. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Der mit seinem Bruder abgeschlossene Vertrag währte kaum ein halbes Jahr. Dann kam es zu neuem Bruch.

Veranlassung dazu war das passauer Kriegsvolk, das, Kraft jenes zweiten Brudervertrages, abgedankt und entlassen werden sollte, statt dessen aber, zum gerechten Erstaunen des Königs von Ungarn,

vertragswidrig in Oberösterreich einfiel und dort wie ein wüthender Feind zu hausen begann.

Matthias beschwerte sich darüber bei Rudolph. Der Kaiser suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er neuerdings dem Erzherzoge Leopold den Befehl ertheilt habe, mit seinem Kriegsvolke abzuziehen, was auch längst geschehen wäre, wenn es nicht, jetzt ungestümer als je, auf baare Auszahlung des ihm rückständigen Soldes dränge.

Matthias ließ sich dadurch nicht einschläfern. Er verwarf diese kahle Entschuldigung und rüstete sich mit Energie zum Kampfe gegen die Unverschämtheit des passauer wilden Heeres. Mag man geneigt sein, dem Bruder Rudolphs Alles abzusprechen, Eines wird ihm selbst der eingefleischteste seiner Gegner zugestehen müssen: Und dieses Eine heißt Entschlossenheit!

Als die Niederösterreicher ihren hart bedrängten Brüdern in Ober-Oesterreich zu Hilfe eilten und als auch fünfhundert Mährer zu Pferde unter Anführung des Grafen von Golč sich Jenen anschlossen, nahm das passauer Raubgesindel Reißaus und verlangte jetzt vom Erzherzoge Maximilian freien Durchzug durch Tyrol. Dieser aber widersetzte sich ihrem Begehr und jagte sie, ein muthiger Held, der

sich zum Sinnspruche seines Lebens, wie seiner Fahnen das ihn bezeichnende Feldgeschrei „Militemus.“ (Laßt uns kämpfen!) gewählt, tapfer aus den Bergen der Grafschaft heraus.

Matthias hatte in der Gegend von Linz einen vertrauten Emissair des Bischofs von Passau aufgreifen und auf die Folter legen lassen. In der Marterkammer bekannte derselbe, daß Erzherzog Leopold das passauer Kriegsvolk nach Oberösterreich geführt, um den deutschen Kaiser gegen die Uebergriffe des Königs von Ungarn zu schützen und Ersterem die an Letzteren abgetretenen Länder zurückzuerobern, dem Erzherzoge Matthias das Recht der Thronfolge in Böhmen streitig zu machen und diese, zum Danke für die dem Kaiser geleisteten Dienste, sich selbst zuzusichern.

Matthias gerieth in Folge dieser Aussage in so große und keineswegs ganz ungerechte Entrüstung, daß er einen Gesandten nach Prag schickte mit der Vollmacht: Seiner römisch-kaiserlischen Majestät in seinem Namen unumwunden zu erklären, daß Kaiser Rudolph den Vertrag gebrochen und die Folgen dieses unverantwortlichen Bruches nur sich selbst und den Einflüsterungen des Erzherzogs Leopold zuzuschreiben habe. Dieser Bruch zwinge ihn, die

böhmischen Stände, welche sich gleichzeitig anheischig gemacht, die Giltigkeit jenes Vertrages aufrechtzuhalten, um deren Schutz und Beistand zu ersuchen. Außerdem verlange er für die nur durch des Kaisers Schuld nothwendig gewordene Zurücktreibung des passauer Gesindels (denn so hieß Matthias das Kriegsvolk des passauer Erzherzogs), eine Entschädigung von zweimalhunderttausend Thalern, die ihm entweder ungesäumt ausgezahlt oder genügend sichergestellt werden müßten. Sollte Seine römisch-kaiserliche Majestät nicht jeden Punct jenes vor kaum acht Monaten zu Prag abgeschlossenen Vertrages zu erfüllen geneigt sein, oder irgend etwas Neues, was dem Vertrage zuwider liefe, gegen ihn zu unternehmen geruhen und sich weigern Seiner ungarischen Majestät die mit vollem Rechte beanspruchte Entschädigung zu bezahlen, dann würde Matthias sich genöthigt sehen sein Recht, wenn auch mit blutendem Herzen, doch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich selbst zu suchen.

Das war deutsch, offen und ehrlich gesprochen.

— Nun, was meint Ihr dazu? fragte der Kaiser die Gräfin, auf deren Rath er immer großes Gewicht zu legen schien.

— Dießmal, Majestät, ist Er in seinem Rechte, Verträge sind heilig. Verträge müssen gehalten werden.

— Was aber soll ich thun?

— Vor Allem muß man die beanspruchte Entschädigung bezahlen, vorausgesetzt, daß es sich wirklich so verhält, daß die guten Passauer, dreizehntausend an der Zahl, in der Hitze des Gefechts mehr als 250 mit Raub und Beute aller Art beladene Wagen aus Ober-Oesterreich mit sich fortgeschleppt haben.

— Das arme Volk, das darunter gelitten hat, möchte ich herzlich gern entschädigen, aber nur höchst ungern meinen Bruder, dessen unersättlicher Ehrgeiz doch eigentlich an Allem Schuld ist.

— Fremde Schuld entschuldigt nicht die Eigene. Ihr seid es, der jenen Vertrag, den ich freilich nie gebilligt, zuerst gebrochen hat. Jede Sünde verlangt ihre Sühne.

— Die Entschädigung soll ihm ausgezahlt werden. Doch was soll noch weiter geschehen?

— Euer Majestät muß die Stände zusammenrufen und von ihnen die Zurückwerfung der Passauer, die raubend jetzt sogar in Böhmen einfallen, mit Ernst und Nachdruck verlangen.

— Das soll geschehen.

— Nöthigenfalls, Majestät, müßt Ihr selber

in Allerhöchsteigener Person Euch an die Spitze Eures Heeres stellen, um aller Welt zu zeigen, daß Kaiser Rudolph, stets gewohnt, Verträge, die er einmal geschlossen, auch unverbrüchlich zu halten, entschlossen ist, das übermüthige Volk von Passau aus dem Lande hinauszujagen.

— Letzteres wollen wir uns genauer überlegen. Ich bin bejahrt und schwach, und nicht zum Kriegführen gemacht.

— Eure Anwesenheit im Lager Eurer Truppen wird sie begeistern und begeistert fähig machen, die frechen Eindringlinge auf allen Puncten Eures Reichs zu schlagen.

— Die Passauer sollen glänzend zurückgeschlagen werden! gelobte der Kaiser sich und ihr. Nun aber laßt uns von andern Dingen reden. Mehr Kummer als dieses ganze Kriegsgesindel verursacht mir seit einiger Zeit jener Knabe Cäsar, der mir gefährlich wird.

— Gefährlich sagt Ew. Majestät? Ei wodurch?

— Durch die ganze Art und Weise seines Betragens gegen mich . . .

— Was that Euch das große Kind?

— Der kecke Bursche ist ungehorsam, widerspenstig . . .

— Das Alles ist Folge seiner Erziehung!

— Macht mir, ich bitte Euch, Gräfin, nur in diesem Puncte keine Vorwürfe. Ich habe es mit Güte und mit Strenge versucht, aber Eine hat so wenig wie die Andere gefruchtet. Der Knabe Cäsar ist ein Taugenichts!

— Mein hoher Herr, ich wage nicht zu widersprechen.

— Auch sein allzudreistes, oft geradezu freches Benehmen gegen Euch mißfällt mir!

— Mir, Majestät, gewiß nicht minder.

— Es hat allen Anschein, als sei der fünfzehnjährige Bursche auf den abenteuerlichen Einfall gerathen, das böse Beispiel des Sohnes meines Oheims von Spanien zu befolgen und sich, nicht minder leidenschaftlich als der Knabe Carl in seine Stiefmutter, in Gräfin Magdalena zu verlieben.

— Leider habe ich in der That — ich weiß selbst nicht wodurch — das Unglück, diesem kindischen Goliath zu gefallen.

— Gefällt meine schöne Gräfin doch Jedem, dem's vergönnt ist, ihr zu nahen. Ich gönne Eurer Schönheit diesen wohlverdienten Triumph; doch schmerzt und beunruhigt es mich tief, wahrnehmen zu müssen, daß unter den zahllosen Sclaven, die stillschweigend

Euren Siegeswagen ziehen, sich auch der kecke Knabe Cäsar befindet, der ziemlich laut und hörbar seine Seufzer zu Eurem Ohre zu erheben wagt.

— Ich habe mir seine Huldigungen wiederholt und ernst verbeten; der junge Mensch scheint aber jenen Naturen anzugehören, die eben das, was ihnen streng untersagt und verboten wird, gerade des Verbotes wegen desto glühender begehren.

— Rathet mir, was soll ich thun?

— Schickt den jungen Herrn auf Reisen. Er soll die Welt kennen lernen. Er soll Menschenkenntniß und Erfahrung sammeln. Schickt ihn nach Frankreich oder England. Schickt ihn, wohin es Euch gefällt. Nur schickt ihn nicht nach Spanien.

— Und warum gerade nicht nach Spanien?

— Weil man auch Euch dorthin gesandt. Hätte Kaiser Rudolph die ersten Blüthenjahre seiner Jugend an jedem andern Hofe als an jenem von Madrid verlebt, dann stände es besser um ihn. Er wäre heiterer, muthiger und glücklicher als jetzt.

— Wohl, Gräfin, mögt Ihr Recht haben. Auch ich denke oft mit Schmerz und selbst Wehmuth an die Tage von Madrid zurück! Ach, Juanita! rief Rudolph sich selbst vergessend.

— Juanita? wiederholte Magdalena. Ich höre

diesen Namen aus dem Munde meines kaiserlichen Freundes heut zum ersten Mal. Wer ist die Glückliche, die diesen Namen trägt?

— Sie ruht schon lang im Grabe!

— Doch als sie noch lebte?

— O reißt nicht alte Wunden auf!

— Gnädigster Herr, ich beschwöre Euch, Eurer treuesten Freundin das Geheimniß Eurer Jugend nicht zu verschweigen. Nimmt sie doch seit fast fünfzehn Jahren an Allem, was Euch freudig oder schmerzlich bewegt, so tiefinnigen Antheil, daß es ihr fast wie ein Recht erscheinen will, Euch zu bitten, ihr auch an dem Glück oder Unglück längst vergangener Tage huldreichst einen kleinen Antheil zu vergönnen.

— Wohlan denn, Gräfin, vernehmt den Anfang und das Ende meiner ersten und leider auch letzten Jugendliebe. Juanita ward bei den Clarissinnen erzogen. An einem veilchenblauen Junimorgen, als die Gunst des Zufalls mich in der einfachen Tracht eines Studenten von Salamanca ganz allein und bald nach Tagesanbruch an dem Gitter des mit Granatenblüthen übersäeten Klostergartens vorüberführte, gewahrte mein Auge in der Nähe einer in tausend Blüthen gehüllten Cactusgruppe eine

jungfräuliche Gestalt, schöner als der Morgen, an welchem ich sie sah, und blühender als all' diese Blüthen, vor denen sie als eine Blume, die Anderen pflegend, stand. Meinem entzückten Auge, das von dem Glanze dieser wandelnden Blüthe geblendet war, schienen urplötzlich zwei Sonnen aufgegangen zu sein: Eine am lichtumflossenen Himmel, die Andere auf der blühenden Erde dieses stillen Klosterhaines. Ich glaubte in dieser magischen Erscheinung eine Silphide zu erblicken und suchte an ihren Schultern das bunte Flügelpaar, mittelst welchem sie sich mit der Anmuth und Leichtigkeit eines Schmetterlings von der Erde zum heimathlichen Himmel emporschwingen werde. Kaum wagte ich zu athmen, aus Furcht, daß der kleinste Luftzug stark geneigt sei, mir dieß geflügelte Traumbild wie ein Rosenblatt zu entführen. Mit Einem Worte: Nie sah ich ein schöneres Weib! Sie sehen, Gräfin, hieß sie lieben! Ich liebte sie mit dem ganzen Feuer, mit der ganzen Kraft meiner achtzehn Jahre und wußte es nach Verlauf von acht Tagen, während welcher ich allmorgendlich zu derselben Stunde am Gitter erschien, wenn Juanita ihre blühenden Geschwister pflegte, dahin zu bringen, daß die liebliche Blume mir, dem damals kecken und verwegenen Studenten von

Salamanca, für welchen ich mich ausgab, das erste Stelldichein in den stillen Mauern der Atocha-Kirche gab. Acht Tage später waren wir wie Bruder und Schwester vertraut. Juanita erzählte mir ihre Lebensgeschichte. Sie war ein Kind der Liebe. Ihr Vater, ein heimathloser Zigeuner, hatte ihre Mutter, ein portugiesisches Judenmädchen, von den Ufern des Tajo in die stillverschwiegenen Gebirgsschluchten der Sierra Leona entführt. Dort war Juanita unter freiem Himmel zur Welt gekommen und, frühzeitig sich selbst überlassen, wie eine Blume in schattigem Waldesgrün aufgewachsen. Kaum zwölf Jahre alt fand sie eines Abends ihre Mutter am Fuße einer Trauerweide mit stierem Blick und aufgelöstem Haar, in Schmerz und Thränen aufgelös't, weil der Zigeuner sie wenig Stunden zuvor roh mißhandelt und bald darauf treulos verlassen hatte mit dem Gelübde, sie nie mehr wiedersehen zu wollen, weil sie ihn einen lieblosen undankbaren Christensohn genannt. Die Jüdin nahm sich die Flucht des Zigeuners so sehr zu Herzen, daß sie wenige Monate darauf in einem Anfalle von Wahnsinn sich von der höchsten Bergesspitze in ein tiefes Felsenthal hinabstürzte und mit zerschmetterten Gliedern aus dem Leben schied. Die verlassene Waise ward

von einem armen Hirten aufgenommen und von ihm, da seine Armuth sie nicht länger ernähren konnte, nach Verlauf von drei Jahren in's Kloster der heiligen Clara gebracht, wo ihr die frommen Frauen seit acht Monaten Schutz und Pflege angedeihen ließen. — Jetzt mußte auch ich ihr die Geschichte meines Lebens erzählen. Ich gab mich, um nicht erkannt zu werden, für den Sohn eines armen Künstlers, für einen Studenten der Theologie von der hohen Schule zu Salamanca aus, der zur Zeit der Ferien zu Fuße nach Madrid gewandert sei, um dort seinen alten, reichen, aber geizigen Onkel zu besuchen. Dieß, Gräfin, war meine erste Lüge. Aber bald folgte ihr die Zweite. Von Juanita um Namen und Stand meines Oheims befragt, machte ich aus meinem königlichen Onkel Philipp — ich wußte selbst nicht warum — einen Steinmetzer, welchen ich Jago hieß und Handel mit Leichensteinen treiben ließ. Der Zweiten folgte bald eine Dritte. Auf ihre Frage: ob ich also auch so arm wie sie selber sei, erwiderte ich Ja, um die Uneigennützigkeit ihrer Liebe zu mir auf die Probe zu stellen. — O dann habe ich Dich noch einmal so lieb, sagte sie und gab mir den ersten Kuß. In jenem mir ewig unvergeßlichen Augenblick hörte ich

alle Engel Gottes ein millionenstimmiges Halleluja singen. Nach einiger Zeit sagte sie zu mir: Ich kenne Dich schon vier Monate und habe Dich noch nie um Deinen Familiennamen gefragt. Sage mir, Geliebter, wie Du heißest?— Ich heiße Juan Mariana, sagte ich. Und das war die vierte Lüge, denn so hieß einer der Jesuiten, die mein Oheim Philipp mir zu Lehrern gegeben. — Juan, sagte Juanita, ich liebe Dich und wenn auch Du, wie Du mir wohl tausendmal gesagt, mich wirklich liebst, dann eile, mein Geliebter, mich aus den Mauern dieses lebendigen Grabes zu befreien, mich zu Deinem Vater nach Salamanca zu führen und mich dort zu heirathen, wenn Du nicht haben willst, daß ich hier vor Liebesgram verschmachte! — Ich kann, ich darf es nicht, sagte ich von tiefer Reue erfaßt. — Und weßhalb darfst Du es nicht? fragte Juanita. — Stern meines Lebens! rief ich aus und stürzte zu ihren Füßen nieder, verzeihe mir! — Närrisches Kind, was soll ich Dir verzeihen? fragte die arglose Geliebte. — Verzeihe mir, daß ich Dich getäuscht, hintergangen, betrogen habe; denn vernimm, Blume meines Daseins, mein finsteres Geheimniß: leider heiße ich nicht Juan Mariana! — Was kümmert mich Dein Name! entgegnete Juanita. Heiße, wie Du willst, sei Jude

oder Christ, Bettler oder König, was liegt daran? Ich liebe Dich und wärst Du selbst ein Heide! — Mein Onkel ist kein Steinmetzer, mein Vater ist kein Küster, sagte ich. — Ei, was sind sie denn? fragte die Verführte. — Mein Oheim, erschrick nicht, bleicher Engel! heißt — Philipp II. und ist König von Spanien, gestand ich ihr. — Und Dein Vater? fragte sie entsetzt. — Ist Marmilian II. und Kaiser von Deutschland. — Himmel! rief Juanita und sank bewußtlos nieder. — Als meine Liebe sie in's Leben zurückgerufen, bat und beschwor ich sie bei dem Andenken an ihre Mutter mir großmüthig zu verzeihen. Sie sah mich an und schwieg. Ich drang in sie mit heißen Küßen und zärtlichen Bitten, mich ein Wort der Vergebung hören zu lassen. Sie wollte sprechen und vermochte es nicht. Der Schreck hatte ihr die Sprache geraubt. Sie war seit jenem Augenblicke — stumm!

— Arme Juanita! hauchte die tiefergriffene Gräfin.

— Noch in derselben Nacht entführte ich sie aus dem Kloster und brachte sie, verschwiegen und stumm wie das Grab, zu einem Arzte in einer der entlegensten Vorstädte von Madrid! Sie verfiel in eine schwere Krankheit. Bei Tage mußte ich sie, weil ich

fast beständig unter Aufsicht stand, der Pflege fremder Leute überlassen. Abends stahl ich mich heimlich und scheu wie ein Dieb aus den stolzen Prunkgemächern meines finstern Oheims fort und eilte mit bang klopfendem Herzen in's dunkele Dachstübchen meiner Kranken, um die ganze Nacht hindurch knieend an ihrem ärmlichen Lager zu wachen bis zum Aufgang der für meine Sehnsucht viel zu früh emporsteigenden Sonne, die mich ängstlich und bestürzt in den Palast meines Oheims zurücktrieb. — Die arme Juanita blieb krank und sprachlos. Meine liebende Sorgfalt, des verschwiegenen Arztes aufopfernde Pflege, Alles war vergeblich: ihr junges Leben schwand dahin. Erst im Augenblicke des Sterbens kehrten Bewußtsein und Sprache zurück. Der Todeskampf erpreßte ihr die Worte: Juan oder Rudolph, ich verzeihe Dir!

— Möge die Erde ihr leicht sein! sprach die Gräfin.

— Amen, sagte Rudolph und zerdrückte seit langer Zeit wieder die erste Thräne zwischen den Wimpern seines schmerzerfüllten Auges. Nun kennt Ihr die Geschichte jener ersten Liebe. Fragt Euch und Euer theilnahmvolles Herz, ob Kaiser Rudolph nach dem, was er außer Euch noch Keinem erzählt,

ein Recht, untröstlich zu sein, und einen Anspruch auf Euer Mitgefühl hat.

— Ich beklage die Todte und beweine den Lebenden, sagte Magdalena, die eiskalte Hand des Kaisers mit einem Strome brennendheißer Thränen benetzend.

— Seit dem Augenblicke ihres Hinscheidens hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Es trieb mich fort von Madrid. Schmerzgebeugt kehrte ich nach Wien zurück. Auch dort fand ich keine Ruhe. Der Friede war aus meiner Seele entflohen und ist seitdem — weh' mir, daß ich's sagen muß — nicht mehr zurückgekehrt.

— Fasset nur Vertrauen zu Euch selbst, mein kaiserlicher Herr, die Ruhe Eures Gemüthes, der Friede Eurer Seele werden sich dann bald wieder einstellen.

Das gebe Gott! sagte der Kaiser.

Dreizehntes Capitel.

Das passauer Volk. — Prager Gräuelscenen. — König Matthias.

Das passauer Kriegsvolk drang, trotz der wiederholten Befehle des Kaisers zum Rückzuge, immer weiter in das Herz von Böhmen ein.

Am 30. Januar 1611 eroberte, mehr durch List als durch Tapferkeit, der belgische Oberst Laurent Ramey *), ein kühner, waghalsiger Abenteurer, die Stadt Budweis.

Die Stände, mit vollem Rechte besorgt, daß das Raubgesindel es vornehmlich auf Carlstein abgesehen, ließen die königlich-böhmische Krone, alle Reichskleinodien und Kostbarkeiten, alle Documente und Privilegien, die dort aufbewahrt wurden, unter einer Bedeckung von dreihundert Mann Fußvolkes auf das prager Schloß bringen.

Ramey und die Seinen verließen Budweis, das sie gebrandschatzt, und zogen plündernd über Prachatic und Tábor nach Moldauthein und schlugen sich von da nach Carlstein, um sich der dort aufbewahrten Schätze zu bemächtigen. Letzeres war aber freilich zu spät!

Sie bemeisterten sich Berauns, besetzten den nahe bei Prag gelegenen weißen Berg und schlugen

---

*) Charles Rahlenbeck in Brüssel ist der Erste, der uns in seiner kleinen, aber höchst interessanten Schrift: ‚Notice sur Laurent Ramey‘ (Gand 1853, 8.) nähere Aufschlüsse über diese kriegerliche Persönlichkeit geschenkt hat.

ihr Lager im sogenannten ‚Stern' und in den benachbarten Dorfschaften auf.

Ramey sandte nach Prag eine Proclamation, worin er erklärte, daß das unter seinem Oberbefehle stehende Kriegsvolk der ‚braven Passauer' nach Böhmens Hauptstadt nur in der Absicht vorrücke, um den Kaiser und dessen getreue Stände und die Aufrechthaltung des von Ersterem huldvoll verliehenen Majestätsbriefes zu schützen.

Die Stände, die ihre Wachsamkeit dadurch nicht einschläfern ließen, ertheilten dem Grafen Heinrich Matthias Thurn und der von ihm befehligten Reiterei die Ordre, die vom weißen Berge nach Prag führenden Thore zu besetzen und die ungebetenen Gäste zurückzuschlagen. Der Kaiser aber erließ an Ramey neuerdings den Befehl, sich ungesäumt zurückzuziehen.

Der ehrgeizige Belgier ließ sich aber durch Letztern in seinem Sieges- und Plünderungszuge durchaus nicht aufhalten.

Schon am folgenden Tage (15. Februar) rückten seine ‚braven Passauer' durch das Oujezder Thor, das sie nahmen, in die Kleinseite ein.

Gleichzeitig versuchte Rittmeister Brändel mit

seinen Reitern die Moldaubrücke zu erstürmen und von da in die Altstadt einzudringen.

Diejenigen, welche, abgeschnitten von ihrem Gefolge, hier zuerst eingedrungen waren, wurden von den Truppen der Stände angegriffen, theilweise niedergehauen und theilweise zersprengt.

Die Furcht, in die Hände des aufgeregten Volkes zu fallen, das nun gleichfalls sich bewaffnet hatte, trieb einen passauer Fähndrich auf den Wyšehrad. Von einer Schaar Utraquisten verfolgt, stürzte er sich mit dem Rufe: „Lieber todt als gefangen sein!“ über einen Felsen in die Moldau hinab.

Das Gerücht, als hätten die auseinandergesprengten Reiter sich in verschiedene Klöster geflüchtet, wo die Mönche sie versteckt hielten, um sie der Wuth des Volkes zu entziehen, verschaffte dem utraquistischen Pöbel den seit Jahren heiß ersehnten Anlaß, seine wahrhaft thierische Wuth an der katholischen Geistlichkeit auszulassen.

Jetzt wurden die Straßen der Alt- und Neustadt erschreckte Zeugen von Blut- und Gräuelscenen, wie deren nicht nur die Geschichtsblätter Böhmens, sondern leider auch die aller andern Länder und Völker in zahlloser Menge aufzuweisen haben.

Die einmal losgelassene Wuth des Pöbels macht, gleichviel welchen Glaubens, welcher Sprache er auch angehören mag, jeden Einzelnen zu einer blutgierigen Bestie, zu einer racheschnaubenden Hyäne, die in ihrem Heißhunger zuletzt so weit geht, selbst die Leichen nicht zu schonen.

Die utraquistische Hyäne drang brüllend und heulend zuerst in die friedlich-stillen Mauern des Klosters zu Emaus ein. Die Schaar der gelehrten Benedictiner hatte erst, wenige Minuten zuvor, die Flucht ergriffen und deren Abt sich in einen Schornstein versteckt. Da die blutdürstige Bestie keine Menschen zum Erwürgen fand, ließ sie ihre thierische Wuth an den Gewändern der Mönche und an den heiligen Geräthschaften der Kirche aus. Der Pöbel zertrümmerte die Statuen, zerriß und verbrannte die Bilder der Heiligen, die hier ein neues Märtyrerthum in Effigie unverdient erdulden mußten.

Von Emaus zogen die Pöbelbanden nach dem Wyšehrad, mißhandelten den Dombechanten, mißhandelten seine Dienerschaft und plünderten sein Geld, seine Kleider und Alles, was Geldeswerth besaß.

Ihre Bestialität kannte keine Grenzen mehr. Noch wüthender als zu Emaus und dem Wyšehrad

benahm sich die zügellose Hyänenhorde im Kloster Carlshof. Hier zerrten sie den alten, ehrwürdigen Abt aus seinem Versteck hervor, zogen ihm die Kleider aus und verstümmelten ihn auf die grausamste Weise unter großem Gelächter und Frohlocken der Weiber.

Das sogenannte schöne oder auch schwache Geschlecht ist, wie die Geschichte aller Aufstände beweist, bei solchen Gelegenheiten der stärkste und häßlichste Theil des Pöbels. Der Tiger ist männlichen und die Hyäne weiblichen Geschlechts, wenigstens in deutscher Sprache.

Dann schlugen sie dem Carlshofer Abte den Kopf vom Rumpfe, zogen ihm die Haut vom unbehaarten Schädel ab, zerrissen sie in kleine Fetzen und schmückten mit diesen Triumphzeichen kannibalischer Rohheit Hüte, Mützen, Hauben und Busentücher.

Schon etwas müde des Mordens und Blutvergießens lechzten ihre heiser geschrieenen Kehlen nach Labung. Aus dem erbrochenen Klosterkeller zogen Männer und Weiber riesige Wein- und Bierfässer herauf und rollten sie auf die offene Straße hinaus. Sie thaten ihrem Durste volles Genüge, sie leerten die Fässer und feierten unter freiem Himmel

wüste Orgien unter Absingung gotteslästerlicher Lieder, gegrölt von angetrunkenen Weibern, die sich auf dem Boden der ausgeleerten Fässer gleichsam als entehrte und zerfetzte Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt hatten.

Am Aergsten aber drohte das Volk dem Jesuiten-Collegium. Die meisten der Väter der Gesellschaft Jesu hatten sich in Bauerkleidern zu ihren Freunden geflüchtet; Jene aber, welche muthig zurückgeblieben waren, wären sicher niedergemetzelt worden, wenn nicht drei volksfreundliche Herren Georg Wratislaw von Mitrowic und zwei Kinský: Wenzel und Wilhelm von Wchynic, den wüthenden Pöbel von der Erstürmung des Clementinums wirksam zurückgehalten hätten.

Und all' diese Mord- und Gräuelscenen wurden unter dem nichtigen Vorwande ausgeführt, daß diese Klöster passau'sche Flüchtlinge und daß die Jesuiten Pulver und Waffen bei sich beherbergten: was indeß nur absichtlich ersonnen war, um altem Grolle Luft zu machen.

Auf der Kleinseite ließ unterdessen das passauer Raubgesindel seine nicht minder mörderische Wuth an der utraquistischen Klerisei aus.

— Schlägt Ihr unsere Mönche und Geistlichen

in der Altstadt, dann schlagen wir die Eurigen dafür auf der Kleinseite, sagten Ramey's „brave Passauer" und benahmen sich hier so scheußlich wie dort die Utraquisten.

Der Pfarrer der Sanct Nicolauskirche ward lebendig geschunden und die unschuldige Schuljugend, Mädchen und Knaben von sechs bis zwölf Jahren, niedergemetzelt; ein neuer bethlehemitischer Kindermord, noch barbarischer und unverzeihlicher als alle jenseitigen Bartholomäusnachtscenen.

Als die Kunde von diesem Kindermorde in die Altstadt drang, erstürmten die Utraquisten mit zehnfach verdoppelter Wuth das Franziskanerkloster bei Maria-Schnee, mißhandelten die frommen Väter und schlugen vierzehn mit Säbelhieben und Keulenschlägen nieder, zogen den Todten die Kleider aus, schnitten ihnen Nasen und Ohren ab und legten deren Leichname schichtweise wie Holzblöcke übereinander.

Während dieser schauererregenden Niedermetzelungen in der Altstadt und auf der Kleinseite, beschoß Oberst Ramey von der Moldaubrücke die Altstadt. Die ständischen Soldaten und bewaffneten Bürger vereitelten jedoch jeden seiner Versuche, die Alt- und Neustadt zu nehmen.

Am 2. März erließ Kaiser Rudolph, untröstlich

und außer sich über diese unverantwortlichen Blutscenen und von den Ständen gedrängt, einen neuen geharnischten Befehl an die Passauer, ungesäumt abzuziehen, und um ihnen auch den letzten Vorwand zu ihrem längern Verweilen in Prag niederzuschlagen, ließ er ihnen den rückständigen Sold, dessen Bezahlung die Stände verweigert hatten, aus seiner Privatcasse auszahlen. Mehr vermochte Rudolph nicht zu thun.

Darauf endlich zogen sich die passauer Gäste auf dem einzigen Wege, der ihnen offen geblieben war, nach Beraun zurück. Am 20. März erreichten sie Budweis, das Ramey verschanzen ließ.

Gleich nach dem Abzuge der Passauer hatte Graf Heinrich Matthias Thurn, der im Kampfe mit den Passauern eine Schußwunde in den Arm erhalten, auf Befehl der utraquistischen Stände den Hradschin und die Königsburg besetzt, um den Kaiser unter dem Vorwande, ihn und seinen Thron zu beschützen bewacht zu halten und nicht abreisen zu lassen.

Während dieser Kriegsgräuel des passauer Volkes war König Matthias, dessen Ankunft die utraquistische Partei sehnlichst herbeigewünscht hatte, mit einem Heere von achtzehntausend Mann Ungarn,

Oesterreicher und Mährer auf Böhmen losgerückt. Drei mährische Regimenter, unter Herbersteins, Georgs von Hodic und Tieffenbachs Oberbefehle, waren die Ersten, welche die böhmischen Grenzen überschritten. Matthias selbst, am 8. März von Wien aufbrechend, traf am folgenden Tage in Znaim ein, wo ihn, wie vier Jahre zuvor, lauter Jubel empfing. Am 17. März erließ er, von Iglau aus, ein Manifest an die böhmischen Stände, worin er feierlich erklärte, daß er ihnen nicht als Unterdrücker, sondern als Befreier nahe und ihre Freiheiten und Privilegien neuerdings anzuerkennen und zu beschützen gelobe.

Rudolph, dem nichts Gutes ahnte, ließ von seiner Zaghaftigkeit sich verleiten, seinem Bruder den obersten Landrichter und königlichen Stallmeister Adam von Waldstein bis nach Čáslau entgegenzuschicken mit dem Auftrage, ihm zu dessen Ankunft in Böhmen im Namen des Kaisers Glück zu wünschen und einzuladen, falls er auch nach Prag zu kommen gedenke, bei ihm auf dem Hradschin abzusteigen.

Matthias erklärte dem Abgeordneten des Kaisers: er habe den von dem passauer Kriegsgesindel hart bedrängten Ständen Böhmens seinen Schutz zugesagt und er erschiene nun, um ihnen zu beweisen, daß er der Mann sei, der jede seiner Versprechungen

erfülle. Er würde allerdings nach Prag kommen, aber nicht auf dem Hradschin, sondern in der für ihn in Bereitschaft gesetzten Wohnung in der Altstadt sein Hauptquartier aufschlagen.

Das klang allerdings nicht sehr friedlich. Rudolph war darüber so rathlos und bestürzt, daß er lieber geflohen wäre, hätte ihn der Rath der Gräfin Magdalena und noch weit mehr als dieß der Umstand, daß Graf Thurn alle Ein- und Ausgänge des Schlosses besetzt hielt, von der Ausführung dieses Vorsatzes nicht zurückgeschreckt.

Unterdessen hatte der im altstädter Rathhause versammelte Ständeausschuß die großartigsten Vorkehrungen zum feierlichen Empfang des erlauchten Gastes getroffen.

Am 14. März zogen dem Bruder des Kaisers 22 Fahnen unter klingendem Spiele entgegen. Am Thore der Altstadt empfing ihn der Primator mit einer Rede voll Salbung und Sprachschnitzern aller Art.

Hierauf hielt König Matthias seinen Einzug.

Voran ritten die drei Oberbefehlshaber der utraquistischen Söldner, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Leonhard Colonna von Felß zu Engelsburg und Johann von Bubna.

Diesen folgten die Freiherren und Ritter Böhmens.

Unter Erstern ragte aus allen Andern die allbekannte volksthümliche Gestalt Wenzels von Budowa mit der hohen Stirn und dem wallenden Silberhaar hervor.

Den 22 Fahnen der Dreistädte Prag schloßen sich unter Trompeten und Pauken die 15 Fahnen des Königs Matthias an.

Und endlich erschien er selbst auf einem prächtigen, mit vergoldetem Geschirr gezügelten, sich stolz emporbäumenden Schimmel, begrüßt von dem tausendfachen Jubelgeschrei der Volksmenge.

Unter Letzterer befand sich, wie vor vier Jahren am Fuße des Žizkaberges, der Handschuhmacher Jaromir, der lange Goliath, der, seinen kurzen Mantel nach dem Winde tragend und — wie das Sprichwort sagt — mit den Wölfen heulend, sein Riesenschwert dießmal zu Hause gelassen hatte, seine mörderisch steifen Ritterhandschuhe aber ganz wie damals trug.

Der Einzug währte zwei volle Stunden. Jaromir entschädigte sich für die Hinrichtung. Er sah Alles in nächster Nähe. „Millionenmal" schwenkte er seinen eingetauschten Hut. Aus vollen Leibeskräften schrie er Vivat. Zwar wußte er selbst nicht warum; doch da auch Andere schrieen, die es nicht besser wußten als er, so schrie er mit.

König Matthias schlug sein Hauptquartier im Hause des Kaiserrichters auf. Am Eingange des Hauses empfing ihn eine Ehrenpforte, geziert mit der Krone Ungarns und Böhmens, frisch gestreuter Sand und eine Schaar junger Bürgermädchen.

Hier empfing Matthias die ‚getreuen Stände.' Er kirrte sie mit süßen Worten und noch süßern Versprechungen und wußte sie so sehr für sich einzunehmen, daß sie ihm Krone und Regierung des Königreichs Böhmen antrugen und ihn dringend ersuchten, diesen Antrag nicht zurückzuweisen und sich zur Beruhigung Böhmens so bald als möglich in der Hauptstadt seines neuen Reiches krönen zu lassen.

Matthias war schlau genug, dieses Alles, was er heimlich begehrte, sich von den Ständen des Reiches gleichsam aufdringen zu lassen. Und endlich geruhte er nachzugeben.

Der arme Kaiser, von seinen Ständen und Soldaten verlassen, überall von Feinden umgeben und von den utraquistischen Söldnern des Grafen Thurn bewacht, mußte sich macht- und wehrlos in Alles fügen, was die Stände im Vereine mit seinem ehrgeizigen Bruder und Vasallen über seine und Böhmens Zukunft zu beschließen beschloßen.

Von ihrem Verlangen gedrängt, ließ sich Rudolph

bereitwillig finden, am 28. März einen allgemeinen Landtag auf den 13. April auszuschreiben.

Auf den klugen Rath der Gräfin Maria Magdalena, zum bösen Spiele gute Miene zu machen und sich den Schein zu geben, als sei er entschlossen, zu Gunsten seines vielgeliebten Bruders jetzt auch der Krone Böhmens, wie früherhin jener Ungarns, freiwillig zu entsagen, um sich den Schein zu bewahren, daß die Stände ihn dazu nicht gezwungen hatten, bat er den Landtag, den König von Ungarn auch zum Könige von Böhmen auszurufen.

Da die Stände dieß ohnehin beschlossen hatten, nahmen sie die freiwillige Abdankung Rudolphs um so lieber an und setzten auf den 23. Mai den Tag der feierlichen Krönung seines Bruders fest.

Am 25. April verließ der neuerwählte König von Böhmen sein Hauptquartier in der Altstadt, zog mit einem zahlreichen Gefolge und unter glänzendem Gepränge auf die Kleinseite und von hier auf den Hradschin, dicht unter den Fenstern seines kaiserlichen Bruders, und schlug nun, wie er ausdrücklich äußerte, seine ‚einstweilige' Residenz im Hause des (im Jahre 1609) verstorbenen Obersthofmeisters Christoph von Lobkowic auf.

Am Krönungstage, (es war am Montage des

heiligen Pfingstfestes) ließ Matthias von seinem Heere alle Thore, Plätze, Gassen und Gäßchen Prags besetzen unter dem Vorwande, daß die Feierlichkeit ohne Störung vor sich gehe; im Grunde aber nur aus Besorgniß, daß die Anhänger des Kaisers irgend etwas gegen ihn unternehmen möchten, was seinen Triumph vereiteln könnte. Sein Wahlspruch war: Amat victoria curam. (Jeder Sieg will sorgsam gepflegt sein.)

An demselben Tage erschien die schriftliche Erklärung des Kaisers, daß er die Stände und Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbinde und die Regierung Böhmens freiwillig in die Hände seines Bruders niederlege.

Wie groß aber der Unwille des Kaisers über das treulose Benehmen der Stände war, geht aus einer Thatsache hervor, die ein Kämmerer des Kaisers, Florian Žďárský, welcher Augenzeuge war, dem glaubwürdigen Geschichtsschreiber Bohuslaus Balbinus erzählt. In dem Augenblicke, als Rudolph, durch eiserne Nothwendigkeit gedrängt, die Stände ihrer Eidespflicht entband, soll er das Papier, worauf seine Lossprechung niedergeschrieben war, mit Tinte befleckt und die Feder, womit er unleserlicher als je seinen Namen unterzeichnete, mit den Zähnen

zerknickt und Feder und Hut auf die Erde geworfen und erstere mit seinem Fuße unwillig zertreten haben.

Die Krönung lief ohne Störung ab. Rudolph gerieth außer sich vor Zorn. Um dem Schalle der Pauken, dem Geschmetter der Trompeten, dem tausendstimmigen Vivatruf und hellen Jubelgeschrei seiner ungetreuen Böhmen sein erzürntes Ohr zu verschließen, hielt er sich während des Krönungszuges, der lärmend dicht unter seinen Fenstern vorüberzog, in dem abgelegensten Gemache seines Schlosses vor dem Käfig seines Löwen Otakar auf, der den Gram seines, zweier Kronen beraubten Herrn und Gebieters zu errathen und brüderlich zu theilen schien; denn er brüllte furchtbarer als je. Dieß Brüllen schien dem Kaiser Trost zu gewähren, denn er streichelte dankbar des Löwen Mähnen und sagte tiefbetrübt:

— Du meinst es gut mit mir!

Als ihm die Kunde von der im Sanct-Veitsdome mit unbeschreiblicher Pracht vollzogenen Krönung hinterbracht ward, sprang er wüthend vom Stuhle auf und brach, an's Fenster tretend, in die Worte aus:

— Prag, undankbares Prag! Durch mich bist Du erhöht worden und nun stoßest Du Deinen

Wohlthäter von Dir. Die Rache Gottes soll Dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen!

Nach vollzogener Krönung begab sich König Matthias mit dem ganzen Schwarme seines Gefolges in das Schloß und in die Landstube. Hier ward das lucullische Mittagsmahl eingenommen. Zur Tafel, an welcher Matthias saß, wurden nur der Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, der Bischof von Breslau, Erzherzog Leopold, die beiden päpstlichen Nuntien, die Gesandten des Königs von Spanien und des Großherzogs von Toskana, und der Herzog Christian von Liegnitz und Brieg hinzugezogen. Die übrigen Fürsten Schlesiens hatten sich durch Abgeordnete vertreten lassen. Der Cardinal-Bischof von Olmütz, der, weil der prager Erzbischof Carl von Lamberg durch Krankheit abgehalten war, als dessen Stellvertreter den Act der Krönung vollzogen hatte, saß zur Rechten, der Bischof von Breslau zur Linken des Königs. Für die übrigen Gäste waren eilf große Tafeln gedeckt.

Auch des Heeres ward nicht vergessen. Der Wein floß in solchen Strömen, daß die Soldaten ihre Hüte und Sturmhauben anfüllten und wacker bis tief in die Nacht hineinzechten.

Selbst das Volk kam nicht zu kurz; denn

während des Zuges nach dem Dome hatte der neue König blanke Krönungsmünzen und eine Menge andern Silbergeldes mit ziemlich vollen Händen ausstreuen lassen.

Niemand war jetzt ein glühenderer Anhänger des Königs Matthias als der Handschuhmacher Jaromir, der vermöge seiner langen Hände und vermittelst einer ihm angeborenen Gabe, Alles aufzuschnappen, was Andere fallen ließen, zwei Marien-Ducaten und ein ganzes Münzcabinet kleiner Groschen als Beute davon trug und einen großen Theil der Letztern Abends in der überfüllten Schenke zur ‚goldenen Kugel‘ zurückließ.

Erst am folgenden Tage sandte König Matthias den Grafen Leonhard Helfried von Meggau an den Kaiser ab, um Seiner Majestät für den neuen Beweis seines brüderlichen Wohlwollens, für die brüderliche Abtretung Böhmens zu danken. Rudolph, Anfangs entschlossen, den Grafen abzuweisen, soll nur durch Zureden seines Kammerherrn Ulrich von Prušow bestimmt worden sein, den Ueberbringer dieser etwas allzuspäten Danksagung anzunehmen. Rudolph ließ seinem Bruder sagen: der deutsche Kaiser gebe sich der Hoffnung hin, der König von Ungarn und Böhmen werde dessen brüderliche Huld und Großmuth

zu schätzen wissen und sich in Zukunft so benehmen, daß Rudolph niemals Ursache haben werde, seine Liebe und Nachsicht für Matthias zu bereuen.

Wenig Tage später enthob der königliche Nachfolger fast alle Anhänger seines Vorgängers ihrer Aemter und besetzte diese mit den eigenen Günstlingen. An die Stelle des carlsteiner Burggrafen Wilhelm Slawata trat der Graf von Thurn, als Anerkennung für die Treue, womit er das Leben und die Sicherheit Seiner kaiserlichen Majestät beschützt hatte*). Dem beständig kränkelnden Erzbischof Carl von Lamberg, der den neuen König nicht gekrönt, wurde in der Person des energischen Prämonstratenser-Abtes und bisherigen Weihbischofs Johannes Lohelius ein Coadjutor des prager Erzbisthums beigegeben**).

Erst am 11. August kam zwischen beiden Brüdern ein Vergleich zu Stande, laut welchem es dem Kaiser freigestellt war, den vordern Theil des Schlosses auch fernerhin bewohnen, die Botschafter

*) Erst später erhielt Slawata die erledigte Stelle des obersten Hoflehnrichters.

**) Nach dem am 28. September 1612 zu Osseg erfolgten Ableben Lambergs ward Lohelius dessen Nachfolger.

des deutschen Reichs empfangen und dessen Angelegenheiten, so weit sie weder den König von Böhmen, noch dessen „getreue' Stände berührten, weiter fortführen zu dürfen. Zum anständigen Unterhalte des ehemaligen Königs von Böhmen ward ihm von dessen Nachfolger eine jährliche Pension von dreimalhunderttausend Gulden und der Nießbrauch der vier Herrschaften Pardubic, Brandeis, Lissa und Přerow bis zu dessen Lebensende eingeräumt mit der einzigen Clausel, daß er keine der vier Herrschaften verkaufen oder — gleichviel an wen — verschenken dürfe. Matthias, dem der große Einfluß, welchen die Gräfin Magdalena namentlich in der letztern Zeit auf die Dankbarkeit des Kaisers besaß, nicht unbekannt geblieben war, schien zu befürchten, Rudolphs Großmuth werde in einer schwachen Stunde eines oder das andere seiner Apanagengüter entweder an seine Freundin oder an einen seiner natürlichen Söhne verschenken. — Für die Gewährung jenes Jahrgehaltes, gleichwie für die Einräumung dieser vier Herrschaften, von welchen jede mehr als hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte abwarf, mußte der Kaiser, außer der förmlichen Abtretung Böhmens, sich verpflichten, seinen „vielgeliebten' Bruder der Gunst und dem Wohlwollen der deutschen Churfürsten auf's Wärmste

und Allerbeste zu empfehlen und ihn vor Ablauf eines Jahres auch mit der deutschen Kaiserkrone zu belehnen.

Der neue Vertrag, von beiden Brüdern eigenhändig vollzogen, ward auch von den beiderseitigen Abgeordneten genehmigt. Von Seiten des Kaisers unterzeichnete der spanische Gesandte Balthasar de Zuniga, Ernst von Mollart Freiherr auf Reineck, Abraham Burggraf zu Dohna und Johann Matthias Wacker zu Wackerfels. Von Seiten des Königs: der wiener Bischof Melchior Khlesl, Graf Leonhard Helfried von Meggau, Johannes Eusebius Khuen von Belasy und Ulrich von Kronberg.

Hierauf verließ der neugekrönte König die Hauptstadt seines Reiches und begab sich nach der Ober-Lausitz, um auch die Huldigung der Stände dieses Markgrafenthums entgegen zu nehmen. Am 3. September ward er vom Adel an der Grenze empfangen und mit großem Jubel nach Bautzen geleitet. Er zog in grünsammetner Ungartracht ein. Von Bautzen begab er sich über Sorau nach Breslau. Dort erschien er in rothsammetner Kleidung. Am 9. October ward ihm gehuldigt. Am 17. bestätigte er Schlesiens uralte Freiheiten und Privilegien und zeigte sich in Verleihung von Auszeichnungen, Gunst-

bezeugungen und Begnadigungen aller Art fast verschwenderischer noch als in Prag . . .

Von Breslau eilte er nach Wien. Anfangs December traf dort seine Braut Anna, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand, ein. Matthias ritt ihr eine Meile entgegen. Als Bräutigam und Braut, Beide zu Pferde, ihren Einzug hielten, erstieg ein Fähndrich den äußersten Knopf des Stephansthurms und entfaltete dort zur Verwunderung Aller Oesterreichs schwarzgelbe, sieggeschmückte, ruhmgekrönte Fahne.

Am folgenden Tage ward im Dome zu Sanct-Stephan die Trauung vom Cardinal-Bischof zu Olmütz als päpstlichen Legaten vollzogen.

Und während auf diese Weise König Matthias von einem Triumphe zum andern zog, stieg der deutsche Kaiser gramgebeugt, entmuthigt und lebensmüde stufenweise von der Höhe seines alten Glanzes herab und war jetzt nur noch ein bleiches Schattenbild jenes macht- und prachtgekrönten Rudolphs, der er noch vor Abschluß jenes unrühmlichen Friedens mit dem Halbmonde gewesen war.

Unter den Flügeln jenes unheilvollen Krieges hatte der Ehrgeiz seines Bruders zuerst seine jungen Schwingen entfaltet. Ungarn hatte ihm den Weg

nach Prag gebahnt und ihm die Stufen gezimmert zum deutschen Kaiserthrone. Er blieb treu seinem alten Wahlspruch: Amat victoria curam! Der Sieg will sorgsam gehüthet sein.

Vierzehntes Capitel.

Rabbi Bezalél Loew.

Man folge uns in die Judenstadt.

Dort in der ‚breiten Gasse' wohnte einer der berühmtesten und am meisten gefeierten Rabbinen des gelehrten Judenthums, Bezalél Loew, vom Volke der ‚hohe Rabbi' genannt, der frommste und gelehrteste seiner Zeit und Nation. Er war Mathematiker, Physiker, Arzt, Astronom, Kabbalist, einer der tiefsten Denker und Kenner des Talmuds, der Leiter der böhmischen Judengemeinde, das Orakel aller jüdischen Gelehrten, der Vater aller Armen, gleichviel, welchem Glaubensbekenntnisse sie angehörten, und Gründer der noch jetzt bestehenden Beerdigungsbrüderschaft, die gleich einer tausendjährigen Palme vom prager Ghetto aus ihre fruchttragenden Zweige über alle Judengemeinden Böhmens, Oesterreichs

und ganz Deutschlands, in allen Städten, in welchen das auserwählte Volk Gottes geduldet ward, ausgebreitet hatte.

Der Rabbi Loew wohnte in einem Hause, über dessen Thür noch bis zum heutigen Tage sich ein steinerner Löwe erhebt, als Zeichen, daß der leibhafte Repräsentant des ruhmgekrönten Wappenschildes der Böhmen, daß Kaiser Rudolph II., der Freund und Bewunderer der Tugend und Gelehrsamkeit des ‚hohen Rabbi', eines Tages von der Höhe seines Thrones in die dunkeln Gäßchen der Judenstadt herabgestiegen war, um dem weisen gottesfürchtigen Manne, dem ersten und in mancher Beziehung auch letzten Juden seines großen Reiches, die hohe Ehre seines kaiserlichen Besuches angedeihen zu lassen.

Während jenes huldvollen Besuches soll, wie die Sage will, Rabbi Belzalél Loew den ganzen Hradschin mit seiner tausendfensterigen Königsburg in die Judenstadt herabgezaubert haben, eine Fabel, die eine anziehende Bedeutsamkeit gewinnt, wenn man erwägt, daß der ‚hohe Rabbi' in Böhmen ziemlich allgemein als Erfinder der Camera obscura gilt.

Rabbi Loew, der aber nicht bloß in der Physik,

sondern auch im Labyrinth der Kabbala bewandert und erfahren war, soll noch ganz andere Dinge als jene physikalische Erfindung ermöglicht haben.

Denn gleichwie eine uralte Sage von dem englischen Barfüßer-Mönch Roger Baco, einem der gelehrtesten Theologen des dreizehnten Jahrhundertes, von den Scholastikern ‚Doctor mirabilis' genannt, seinen Nachkommen erzählt, er habe mittelst der ihm innewohnenden Kenntniß der Chemie und Magie aus Erz einen Kopf geformt, welchem er die Gabe der menschlichen Sprache eingeathmet haben soll, also berichtet eine jüdische Talmud-Sage, der ‚hohe Rabbi Loew,' der jüdische Roger Baco Prags, habe nach Vorschrift der Kabbala aus magischem Lehm einen Zwerg geformt, der dadurch, daß Rabbi Loews geweihte Finger auf die Stirn dieser todten Lehmfigur das geheimnißvolle Wort ‚Golem' eingeprägt, dem bis dahin leblosen Zwerge Leben, Verstand und Bewußtsein eingeflößt haben soll. Es wird erzählt, daß der aus der Hand des großen Kabbalisten hervorgegangene Zwerg, des Rabbi's willenloser und maschinenartig gehorsamer Knecht, seinen Herrn und Meister treu bedient und Freitags und an heiligen Festtagen mit unsichtbarer Hand dessen Lichter geputzt und Tafel-Geschirr

gereinigt und überhaupt alle Dienste, die ihm sein Schöpfer aufgetragen, mit der Willfährigkeit und Anhänglichkeit eines treuen Dieners ausgeführt haben soll. — Ferner wird erzählt, daß der Zwerg allmählich zu einem mächtigen Riesen herangewachsen sei, der, stärker als Simson und Goliath, so übermenschliche Kraft besaß, daß er Baumstämme wie Strohhalme zerknickte und Hufeisen wie Oblaten ohne die leiseste Anstrengung zerbrach und Gewichte von maaßloser Schwere so gewandt und leicht wie die kleinsten Brodkügelchen fortbewegte. — Dieser Riese, erzählt die Sage, wagte eines Freitags Abends, als der hohe Rabbi an der mit blendend weißem Linnenzeug überdeckten Sabbath-Tafel sein frommes Gebet verrichtete, sich im Bewußtsein seiner unbändigen Stärke gegen den Willen seines Gebieters aufzulehnen: er weigerte sich, auf dessen Wink wie früher die Lichter zu putzen, weil er sich in seinem Uebermuthe zu etwas Besserem berufen hielt; er trotzte auf seine riesige Kraft und vergaß sich so weit, seinem Herrn und Meister zu drohen, ihn mit zwei seiner künstlichen Finger wie ein ohnmächtiges Ei zu zerdrücken, falls er ihm, dem Diener, nicht gestatten wolle, sich an den Tisch seines Herrn niederzusetzen und mit ihm sein Sabbath-Abendmahl

zu theilen. Der Riese gerieth, als der Rabbi dessen Frechheit in die Schranken willenloser Unterthänigkeit zurückzuweisen versuchte, in solche Wuth, daß er drohte, das ganze Haus des weisen Rabbi wie eine hohle Nuß zu zerschlagen.

— Du scheinst vergessen zu haben, sprach Rabbi Loew ruhig bleibend, daß Du bei all' Deiner furcht- und schreckenerregenden Riesenkraft ein machtloser Lehmklumpen bist, dem ich künstliches Leben und übermenschliche Stärke nur für so lange eingehaucht, als er mir treu zu dienen sich willfährig zeigt; aber da Du es wagst, Dich in Deiner ohnmächtigen Wuth gegen Deinen Herrn und Gebieter zu erheben, da Du Dich weigerst, am heiligen Sabbath seine dem ewigen Jehova geweihten Sabbath-Kerzen zu putzen, so will ich Dir zeigen, daß der schwache, hinfällige Rabbi Bezalél Loew doch stärker als der vernunftlose Lehmklumpen ist, der seine Riesenhand undankbar und drohend gegen das Haupt seines Schöpfers zu erheben sich erkühnt. Stürze nieder und flehe um Verzeihung!

Der Riese aber schlug ein so grelles höhnisches Lachen auf, daß dadurch alle Fensterscheiben des Hauses zerbrachen.

— Du, feiger Wurm, willst mir drohen, willst

Dich mit mir, dem unbändigen Riesen, in einen Kampf einlassen? Was kann mich, den tausendfach Stärkern, abhalten, Dich zu vernichten?

— Vernichte mich, wenn Du es kannst! sprach mit der Ruhe des steinernen Löwen über seinem Hause der hohe Rabbi.

Der Riese wollte seinen Arm erheben und erschrak, als er fühlte, daß derselbe wie jedes seiner Glieder wie durch einen Blitzschlag gelähmt war.

— Was ist das? stammelte der Koloß.

— Das ist Deine Strafe, sprach Rabbi Loew, erhob sich und wischte mit seinem Finger das geheimnißvolle Wort der Kabbala, das Wort, das dem Lehm Leben und Kraft nur zeitweilig geliehen, die fünf kabbalistischen Buchstaben G—o—l—e—m von des Knechtes frecher, zornangeschwollener Stirne weg.

Und in derselben Secunde sank der drohende Riese zu einem machtlosen Zwerge, der machtlose Zwerg zu einem todten, in tausend kleine Stücke zerbröckelnden Lehmklumpen herab.

— Er war gewesen! sagte der Rabbi und pries seinen großen Gott Jehova, der seinem schwachen Diener die Kraft verlieh, mit Einem Winke seiner Hand sein undankbares Geschöpf auf ewig zu zertrümmern.

Das erzählt die alte unverbürgte Sage!

Das aber, was nicht bloße Sage, sondern unläugbare Wahrheit war, ist, daß der fromme Rabbi Loew eine der schönsten Töchter der ganzen Judenstadt Prags, ja vielleicht des ganzen Erdenrundes besaß.

Sie hieß wie Simsons Braut: Delila.

Delila Loew war in der That so bezaubernd, daß wir uns den Meißel des Praxiteles, den Pinsel Carlo Dolce's oder, lieber noch als Beides, die unsterbliche Feder Torquato Tasso's wünschen, um mit den ewigen Farben seiner Poesie die menschlichschönen und göttlich-milden Reize dieses Cherubkopfes auszumalen. Es gab nichts Schwärzeres auf Erden als ihr Haar, nichts Weißeres als ihre Hautfarbe, nichts Blaueres als den Veilchenhimmel ihres Augenpaars, aus welchem durch die lange Nacht ihrer Wimpern die lichten Mondesstrahlen engelreiner Keuschheit auf die Saronsrosen ihrer Wangen fielen. Ihr Mund war so klein und roth wie eine eben aufgesprungene Granatenknospe. Ihre Gestalt, schlank wie eine Ceder vom Libanon, geschmeidig wie der Schaft einer jungfräulichen Palme, zart gegliedert wie ein junger Myrthenzweig, war eben so imposant als lieblich. Wenn diese zarten Glieder

sich bewegten, glaubte man im Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder das von den Küssen des Zephires wachgerufene Gesäusel üppiger Palmenfächer zu hören. Ihre Atmosphäre athmete alle Wohlgerüche des Morgenlandes, Myrrhen- und Ambraduft aus. Sie war vom Scheitel bis zum Atlasschuh ihres kleinen Fußes eine echte Tochter des Orients, leuchtend wie der erste Stern am Morgenhimmel, keusch wie die erste Blüthe am Myrthenstrauch.

Delila war der Stolz ihres Vaters; nicht, weil sie die Einzige seines Hauses, sondern einzig in ganz Juda war. Er pflegte sie mit der Liebe eines Gärtners, der in ihr die herrlichste Blüthe seines Blumenschatzes sieht; er war besorgt für sie wie für das Licht seines von gelehrten Nachtwachen getrübten Auges, ängstlich bekümmert, daß kein rauher Windzug ihr junges blühendes Leben berühre, daß weder Biene noch Falter den jungfräulichen Honig ihrer Blüthenkrone raube.

Delila's Mutter war wenige Jahre nach ihrer Verheirathung in Folge einer Brustkrankheit im Lenz ihres Lebens hingewelkt und Rabbi Loew war seitdem Witwer geblieben und hatte alle Crösusschätze seines liebevollen Gemüthes von der Mutter auf das einzige Kind seiner kurzen, aber wolkenlos glück-

lich gewesenen Ehe übertragen. Delila war des hohen Rabbi Augapfel.

Eines Abends trat Delila schüchtern in die Studierstube ihres Vaters mit den Worten: Mein Vater, gestatte Deinem Kinde eine bescheidene Frage. Glaubt mein hoher Rabbi an Träume?

— Und warum fragst Du diese Frage? fragte Bezalél Loew, dessen tiefforschendes Auge im verschlossenen Buche ihres Herzens las.

— Ich will Dir den Grund nicht verschweigen. In vergangener Nacht träumte ich einen wundervollen Traum . . .

— Erzähle, mein Kind, bat der Vater.

— Delila schlief in einer blühenden Fliederlaube. Da neigten sich die Zweige mit den schneeweißen Blüthen auf sie herab, und die größte und duftendste unter ihnen flüsterte in ihr erschrecktes Ohr die dreiste Frage: Weißt Du, Delila, was Liebe ist?

— Und was erwiderte die Gefragte? forschte der Rabbi, dessen Auge auf ihrer Stirn zu lesen schien.

Delila schlug erröthend ihre Augen nieder. Ihre Pulse tobten, ihr Athem stockte.

— Laß unverholen mich Deine Antwort wissen, sprach der Rabbi.

— Träumend hauchte ich ein leises Ja!

— Und weißt Du auch wachend, was Liebe ist?

— Nein, Vater! betheuerte Delila, ihm offen in's Antlitz blickend.

— Wie aber dachtest Du Dir das Gefühl, von dem Du sprachst, in Deinem Traume?

— Die Liebe war mir Nachts zuvor in der Gestalt einer weißen Taube erschienen, die sich vom Gipfel einer prächtig blühenden Palme auf mein Lager herniederließ, mit ihrem rosigen Schnabel mein bang bewegtes Herz berührte und süß girrend, wie Schalmei und Flöte, an den Spitzen meiner Finger, an den Locken meiner Haare, an dem Saume meiner bebenden Lippen zupfend, mir zurief: Erwache, Träumerin, und vernimm, was ich Dir zu melden habe!

— Und was meldete Dir die Taube?

— Ich bringe Dir Grüße von einem Wesen, das Dich liebt! — Ich verschloß mein Ohr und wollte nichts hören. Sie aber ließ mir keine Ruhe. Unruhig flog sie hin und her. Sie pickte mit ihrem Schnabel an meinem Mieder und bat: Du mußt mich anhören, Delila. Nicht eher gönne ich Dir Ruhe, als bis Du meine Botschaft angehört. Ein Engel sendet mich zu Dir. — Und was will Dein Engel? fragte Delila. — Er will Dich lieben, sagte sie. - Was heißt das? fragte Dein Kind. — Er

will jeden Deiner Wünsche errathen. Er will Dich auf den Händen tragen. Er will Dich unaussprechlich glücklich machen. — Das bin ich ja ohnehin, sagte Delila. Ich liebe meinen guten, alten Vater und mein Vater liebt sein Kind. Was brauche ich wohl mehr, um glücklich zu sein? — Das ist nicht das wahre Glück, sagte die Taube. — Giebt es ein Anderes, sprach Dein Kind, dann beschreibe es mir, damit ich es wenigstens dem Namen nach kennen lerne. Die Taube schilderte mir die Seligkeit jenes andern Glückes, das sie als das Höchste pries, mit so verlockenden Farben, daß ich, in stummes Entzücken versunken, mir gestehen mußte, daß wenn solch' ein Glück in Wahrheit auf diesem Erdenrunde blüht, es wirklich alle Wonnen des Himmels, alle Seligkeiten des Paradieses in sich schließen muß.

— Wahre Liebe ist ein göttliches Gefühl, gestand Rabbi Loew und dachte dabei in seliger Erinnerung an seine erste und letzte Liebe zurück, die seit achtzehn Jahren im Schooße des Grabes schlief.

— Ganz so sprach auch meine Taube. Von Neugier getrieben fragte Delila: Wer aber ist jener Engel, der so unaussprechlich mich zu lieben wagt? Die Taube wollte mir nicht antworten; ich aber bestürmte sie so lange, bis sie mir endlich Antwort

gab. Er ist ein großer, vornehmer Prinz. Delila erschrak ohne zu wissen warum, sagte die Tochter des Rabbiners und schien noch jetzt darüber nachzudenken.

— Erzähle weiter, meine Tochter, sprach Bezalél.

— Er ist, fuhr Delila halb träumend, halb wachend fort, der Sohn eines mächtigen Fürsten, welcher Krone und Scepter trägt und über Millionen treuer Unterthanen herrscht. Und der Name dieses Prinzen? fragte Dein neugieriges Kind. — Nenne ihn, wie Du willst! meinte die Taube. Liebe fragt nicht nach dem Namen. Es gilt ihr gleich, wie das Ideal ihrer Träume heißt!

— Und was entgegnete mein Kind darauf?

— Delila wollte durchaus seinen Namen wissen. Endlich gab die Taube meinen Bitten nach und gestand, er heiße Julius Cäsar.

— Julius Cäsar ist ein heidnischer Name. So heißt kein Sohn Israels! sagte Rabbi Loew, tief erschreckt.

— So dachte auch ich, mein Vater, und ich erschrak, wie Du erschrakst. Dein Engel, sagte Delila zu ihrer Taube, scheint dem Namen nach ein Christ zu sein. Ich aber bin die Tochter des hohen Rabbi

Loew, den ganz Prag, ganz Böhmen kennt. Darf ein Christ ein Judenmädchen lieben? — Und warum nicht? fragte die Taube. Sind denn nicht alle Menschen, gleichviel was sie glauben, Geschöpfe eines und desselben großen Schöpfers? — Ich wußte nicht, ob ich ihr Recht oder Unrecht geben und überlegte, was ich seiner Dolmetscherin hierauf erwidern sollte. Ist Dein Engel ein Christ, sagte ich endlich, dann mag ich nichts mehr von ihm hören; denn nie wird Delila Loew einen Andern als Jenen lieben, der, wie sie, an den Gott ihrer Väter glaubt.

— Die listige Taube aber? fragte Bezalél.

— Schalt mich eine Närrin. Liebe, fuhr meine Taube fort, ist die Religion des Himmels und der Erde. An sie muß endlich Jeder glauben. Liebe, wahre Liebe, fragt nicht nach Rang und Glauben. Es genügt ihr, zu wissen, daß Der, den sie liebt, ihrer Liebe würdig ist, gleichviel ob er Jude oder Muselman, Christ oder Heide ist. Liebe Deinen Julius und werde glücklich! sagte meine Taube und flog auf den Gipfel der Palme zurück. — Als ich erwachte, waren Palme und Taube verschwunden und das, was mir von meinem schönen Traume übrig geblieben, ist eine mir selber unerklärliche Unruhe.

— Delila, begann der Rabbi ernst und ruhig,

Du fragtest mich vorhin, ob ich an Träume glaube. Jetzt will ich Deine Frage Dir beantworten. Allerdings, Kind, glaube ich an Träume. Ich halte sie für dunkle Vorahnungen, die der Schutzgeist unseres Lebens wie durchsichtige Schattenbilder in die Camera obscura unserer Gedanken und Gefühle schiebt, um uns warnend aufzuklären über manche Dinge, die im Schooße der Zukunft ruhen. — Dein Traum, Delila, hat mich erschreckt. Er zeigte mir leider nur allzuklar, daß Dein Herz nicht mehr so makellos rein und unverdorben ist, als es bis dahin gewesen war. Schon das eigene Geständniß, daß dieser Traum Dich noch im wachenden Zustande beschäftigt, ja sogar beunruhigt, giebt meinem zärtlich besorgten Vaterherzen den tief betrübenden Beweis, daß Dein jungfräuliches Gemüth nicht mehr frei von jenem Gefühle ist, das jene Taube Dir mit so gleißnerischen Farben geschildert hat. Jene Liebe, wie die sinnliche Taube sie Dir ausgemalt hat, ist nichts Anderes, mein Kind, als eine im künstlich erzeugten Lichte der Täuschungen schimmernde Seifenblase, die rasch zerplatzt und in dem Herzen derer, die sich von ihrer trügerischen Farbenpracht haben blenden und bethören lassen, bald kein anderes Gefühl als das verzehrende Feuer bitterer Reue zurückläßt.

Deine böse Taube gab Dir falsche Rathschläge, auf die Du, wenn Du Deine Keuschheit, Deine Tugend, die Reinheit Deiner Gesinnung Dir als die höchsten Schätze der Jungfrau bewahren willst, nicht hören und noch weniger ihnen trauen darfst. — Betrachte diesen Traum, der Dir in seiner lügnerischen Verkleidung so schön erschienen ist, nicht als Aufforderung, dem verlockenden Girren der Taube Glauben zu schenken, sondern einzig und allein als Warnung, mehr als je auf Deiner Hut zu sein, Ohr und Herz nicht durch falsche Vorspiegelungen bestrikken zu lassen, und als Rath, nur Den zu lieben, den Du lieben darfst. Erführe Dein Vater, daß Du jemals Dich so weit vergessen könntest, für irgend Jemanden, der nicht Deinen Glauben theilt, — und wäre er auch ein mächtiger Prinz, ja wäre er unser großer Kaiser selbst! — in Liebe zu entbrennen, er würde Deine Schmach, die ja auch die Seine wäre, nicht überleben können. Der Gram über den Fall Deiner reinen Seele würde wie ein Blitzstrahl die ganze Aussaat seiner schönsten Hoffnungen verheeren, ihn selber tödten. Wenn Du mich also liebst und als gutes folgsames Kind entschlossen bist, den weißen Haaren Deines Vaters keine Schande zu machen, dann bitte und beschwöre ich Dich bei dem Andenken

an Deine fromme Mutter, bei der Liebe, die Dein Vater für Dich hegt; dann beschwöre ich Dich bei dem Gott Israels, Dein wankendes Herz zu stählen und Dich mit der ganzen Kraft des Willens zu rüsten gegen den bösen Feind, den Dir die listige Taube als das höchste Glück der Erde vorgegaukelt hat. Willst Du bleiben, was Du mir bis jetzt gewesen warst: der Stolz meines Alters, das Juwel meines Herzens, die Krone meines Stammes, dann träume nicht mehr unter Fliederlauben und verschließe Dein Ohr dem trügerischen Girren solcher weißen Tauben; denn Deine Träume würden dann bald zur Wahrheit und Dich und mich in grenzenloses Elend stürzen. Geh' nun zur Ruh', mein Kind, schlafe süß und ruhig, und träume nie mehr solche böse Träume!

— Gute Nacht, mein weiser, herzgeliebter Vater, sprach Delila, küßte die Hand desselben und begab sich zur Ruhe.

Der Rabbi betete für sein Kind. Delila aber war traurig und niedergeschlagen. Auch sie betete zu dem Gotte ihrer Väter, daß Jehova ihr Muth und Kraft verleihen möge, die Leidenschaft, die sie in ihrem Herzen trug, im Keime zu ersticken. Sie

betete lange und inbrünstiger als je. Ihre Leidenschaft aber war stärker als ihr Gebet: **Es kam ihre erste schlaflose Nacht!**

Fünfzehntes Capitel.

Delila's Herz war nicht mehr rein.

Delila's Herz war nicht mehr rein. Seit Monden schon schlug es für einen jungen Mann, den sie während dieser Zeit aus den Fenstern ihrer Wohnung, an welcher er tagtäglich zu derselben Stunde vorüberging, schon viel zu oft für die Ruhe ihrer Seele gesehen, bis zu jenem Abende aber, an welchem sie ihrem Vater den Traum ihrer beiden jüngstverflossenen Nächte gebeichtet, zum Glück für ihre Tugend noch nie gesprochen hatte.

Noch wußte, noch ahnte sie nicht, wer jener hohe, schlankgewachsene, kühnverwegene Jüngling sei, der, so oft er an ihrem Fenster vorüberkam, sehnsüchtig zu ihr hinaufzublicken und sie endlich gar zu grüßen sich erlaubte.

Das erste Mal hatte Delila den Gruß des Unbekannten nicht erwidert und sich, erschreckt von

seiner Dreistigkeit, vom Fenster unwillig zurückgezogen und den Vorsatz gefaßt, dieses Fenster von nun an zu meiden, um ihn gar nicht mehr wiederzusehen.

Ihr Herz aber war nicht mehr frei. Als die Stunde schlug, in welcher jener kecke junge Mensch an ihrem Fenster vorüberging, trieb sie eine ihr selbst unerklärliche Neugier, Unruhe und Sehnsucht an ihren alten Platz zurück, um sich zu überzeugen, ob er wohl auch dießmal den Muth haben werde, seinen Gruß, den sie das erste Mal nicht erwidert hatte, trotzdem zu wiederholen.

Er grüßte abermals; sie aber dankte nicht und schien mit sich zufrieden, daß sie so viel Stolz gezeigt, den Gruß des Unbekannten auch das zweite Mal unbeachtet zu lassen.

Am folgenden Morgen kam er wieder. Sie saß mit einer Stickerei beschäftigt am Fenster. Er blickte hinauf, sie blickte hinab. Aber dießmal grüßte er nicht. Kalt und stolz zog er vorüber.

— Er hat es übel genommen, daß Delila seine beiden Grüße nicht erwidert hat, dachte sie bei sich und war den ganzen Tag über betrübt, weil sie anfing, sich ihr unartiges Benehmen gegen ihn vorzuwerfen und es nicht zu billigen, daß sie ihn unverdient gekränkt habe. Ein Gruß ist ja kein Verbre-

chen, sagte sie zu sich und konnte den folgenden Morgen nicht erwarten, um sich zu überzeugen, ob sein Stolz es ihr verziehen habe.

Er grüßte und — dießmal dankte sie, denn ihr Herz war nicht mehr frei. Schon hing es an dem Seinigen.

Am vierten Morgen ging der Unbekannte, ermuntert durch die Huld ihres Gegengrußes, schon einen Schritt weiter: er warf verstohlen einen Kußfinger hinauf. Delila war darüber von Neuem entrüstet.

— Dieser junge Mensch ist sehr keck, gestand sie sich und nahm sich das Versprechen ab, am folgenden Morgen nicht an ihrem Fenster zu erscheinen.

Und Delila hielt wirklich ihr Wort.

Als der Jüngling am folgenden Morgen zu der gewöhnlichen Stunde vorüberkam und des Rabbiners Tochter nicht an ihrem Fenster fand, zog er ruhig vorüber und sagte lachend zu sich selbst:

— Die Kleine hat es mir übel genommen. Doch was liegt daran? ich lasse mich dadurch nicht abschrecken. Ich gehe heute so oft und so lange vorüber, bis ich sie gesehen und sie gerade so wie gestern gegrüßt habe.

Im Laufe desselben Tages ging er wohl zehn

oder zwölf Mal vorüber, war aber nicht glücklicher als das erste Mal.

— Sie ist heute nicht zu Hause, tröstete er sich und war fest überzeugt, seinen Kußfinger morgen anzubringen.

Er kam eine ganze Woche lang. Delila aber ließ sich nicht sehen.

— Sie muß krank sein, sagte er und trat auf einen Juden zu, der schachernd vor der Hausthür stand. Wer wohnt hier im Hause? fragte er.

— Der edle, gestrenge Herr ist wohl nicht aus Prag?

— Wie so, Jude? fragte Don Cäsar.

— Wärt Ihr ein prager Kind, dann müßtet Ihr wissen, daß hier unser hoher Rabbi wohnt.

— Wie nennt sich der gute Mann?

— Wie heißt guter Mann? Unser hoher Rabbi ist mehr als gut . . . Er ist so gelehrt, daß selbst Seine großmächtige Majestät Kaiser Rudolph ihn besucht hat.

— Ich frage Dich, wie er heißt?

— Er heißt Rabbi Bezalél Loew. Sein seliger Vater hat geheißen . . .

— Ach, was kümmert mich sein Vater! Sage mir lieber, wie sein schmuckes Töchterlein heißt?

— Das Herrche will wissen, wie Rabbi Loews Nekeive *) heißt? Geht hinauf und fragt sie selbst!

— Du bist ein sehr dreister Jude! sagte Don Cäsar.

— Und wißt Ihr, was Ihr seid? Ihr seid ein großes Chuzpe ponim **)!

— Ich verstehe Dein verwünschtes Kauderwelsch nicht. Sprich deutsch oder böhmisch, frecher Jude, oder fürchte meinen Zorn!

— Ich mich fürchten, nun vor was? Ich bezahle pünctlich meinen vierteljährlichen Leibzoll und fürchte mir selber vor Kaiser Rudolph nicht, geschweige vor so einem rothhaarigen Gelbschnabel, wie Ihr, mein junges Herrche, seid. Moses Ephraim Kuh hat auch Courage!

Cäsar gab ihm lachend einen Nasenstüber.

— Ich verbitte mir jeden Spaß, warnte Kuh.

Cäsar zupfte höhnend dessen schwarzen Bart.

— Ich sag Euch, reizt mich nicht!

Don Cäsar gab ihm einen Backenstreich. Sogleich erhielt er zwei dafür zurück.

---

*) Frauenzimmer.
**) Ein unverschämter Mensch.

— Moses Ephraim Kuh bleibt nichts schuldig, sagte der Jude.

Cäsar wollte nach seinem Degen greifen, um den frechen Hebräer niederzustechen; aber da er bei seinen heimlichen Spaziergängen durch die Gäßchen der Judenstadt stets, um nicht aufzufallen, die schlichte Tracht eines prager Studenten trug und zu seinem größten Bedauern seine Damascenerklinge in der Burg zurückgelassen hatte, packte der sechszehnjährige Riese wuthentbrannt den Trödeljuden bei der Brust, hob ihn mit riesenstarkem Arm über eine Elle hoch und warf ihn mit solcher Kraft auf das Straßenpflaster hin, daß der Jude einen Augenblick später seinen Geist aufgab. Don Cäsar ging ruhig und unangefochten seines Weges weiter.

Dieser Vorfall erregte kein allzugroßes Aufsehen. Es war nur ein Jude weniger in Prag. Niemand aber erfuhr, wer diesen Act der Gewaltthätigkeit ausgeführt, und Don Cäsar selbst hütete sich wohl, irgend etwas davon laut werden zu lassen.

Vierzehn Tage lang mied er seine bis dahin täglich wiederholten Promenaden vor den Fenstern der ihn jetzt, wo er gänzlich wegzubleiben schien, tagtäglich mit wachsender Sehnsucht erwartenden Rabbiner-Tochter.

Nachdem Alles wieder ruhig und der arme Moses Ephraim Kuh und sein gewaltsam herbeigeführter Tod längst vergessen war, wagte sich Don Cäsar in anderer Tracht, die ihn für Alle — Delila ausgenommen — unerkannt bleiben ließ, wieder in die Judenstadt.

Delila's Herz war nicht mehr frei; denn lauter und freudiger als je schlug es beim Wiedersehen des stattlichen Jünglings, der, sie wußte nicht weßhalb, sich so lange nicht unter ihre Fenster hingewagt, und den ihr leuchtendes Auge, trotz seiner Verkleidung, gleich auf den ersten Blick wiedererkannte; nicht bloß an den langen Locken seines rothen Haares, die gleich Löwenmähnen seinen starken, nackten, blendendweißen Hals umwogten, sondern an den kecken Zügen seines Gesichtes, an den glühenden Blitzen seiner Augen und endlich auch an dem Kußfinger, den er verstohlen wie das erste Mal ihr zuzuwerfen sich erdreistete. Sie lächelte und erwiderte seinen Gruß freundlicher als je.

— Die Kleine ist gewonnen, sagte er und kehrte, stolz auf seine Eroberung, trällernd nach dem Hradschin zurück.

Als er am folgenden Morgen sich pünctlich wieder eingestellt, ging er, aufgemuntert durch ein

herablassendes Lächeln von gestern, heute einen Schritt weiter und wagte es, ihr eine frische, eben aufgeblühte Rosenknospe zu zeigen, die er küssend an seinen Mund preßte, deren jungfräulichen Duft er einathmete und dabei mit der Miene eines Bittenden, diese junge Rose von ihm anzunehmen, liebeglühend zu ihr hinaufsah.

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn sie verstand dieß stumme Mienenspiel und, anstatt entrüstet zu sein, lächelte sie wiederum und noch viel freundlicher als gestern, schüttelte aber dessenungeachtet den Kopf mit einer Miene des Verneinens, in der schon eine halbe Gewährung seiner allzudreisten Bitte lag. Anscheinend betrübt schlich er von dannen.

— Das Judenmädchen ist verloren! sagte er dießmal und kehrte, schon im Voraus triumphirend über den unausbleiblichen Fall der früher noch so stolzen und so spröden Zionstochter, nach der Burg seines kaiserlichen Vaters heim.

Am nächsten Tage erschien Don Cäsar vor Delila's Fenster und hatte statt der Rose, deren Annahme sie lächelnd verweigert hatte, ein Brieflein in der Hand.

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn ihre

strafbare Neigung trieb sie zu dem Verlangen zu erfahren, was er in diesem Briefe ihr wohl geschrieben habe. Wohl schüttelte sie wieder, verneinend wie gestern, den Kopf; er aber sah es ihr nur allzudeutlich an, daß ihre Weigerung, es anzunehmen, nicht ernstlich gemeint sei. Seine flehenden Mienen bestürmten sie, es nicht zurückzuweisen. Delila ließ nicht lange sich bitten. Lächelnd nickte sie mit dem Kopfe.

— Triumph! Triumph! jubelte Don Cäsar. Wie aber fange ich's nun an, fragte er sich, dieß Billet in ihre Hände gelangen zu lassen?

In demselben Augenblick führte ihm ein spitzbübischer Kuppler — Zufall genannt — eine Brieftaube in der Gestalt einer Blumenverkäuferin zu. Er zog sie rasch bei Seite.

— Schmucke Dirne, willst Du Dir dieses Goldstück verdienen? fragte er die zahnlose Geschäftsträgerin Flora's und Amors, und zeigte ihr einen blanken, erst gestern der Münze entlaufenen Ducaten.

— Recht gern! entgegnete das Botenweib des Zufalls.

— Dieses Goldstück ist das Deine, sobald Du Dich entschließen kannst, mir dafür eine kleine Bitte zu erfüllen.

— Ich thue Alles, was Ihr wollt.

— Nun gut; dann eile dort in jenes kleine Haus, über dessen Thür ein steinerner Löwe gähnt.

— Ich kenne recht gut jenes Haus. Dort wohnt der hohe Rabbi Loew. Ihn und sein Haus kennt Jeder.

— Ei kennst Du auch seine Tochter?

— Ja wohl, ja wohl! Sie ist das schönste Judenmädchen Prags. Sie liebt Alles, was Blume heißt, und kauft mir fast täglich etwas von meiner frischen Waare ab.

— Weißt Du vielleicht auch ihren Namen?

— Den kennt jedes Kind in Prag. Wer kennt nicht ‚die schöne Delila'!

— Nun wohl, sagte Don Cäsar und suchte aus ihrem Korbe den schönsten, frischesten und lachendsten Blumenstrauß heraus; bringe dem hübschen Judenkinde dieß Billet und dieß Bouquet, das ich Dir gut bezahlen werde, wenn Du mir die Nachricht bringst, daß sie Beides von Dir angenommen hat. Dort an jener Ecke will ich Dich erwarten.

— Doch wenn sie fragen sollte, wer mich an sie abgeschickt?

— Dann sage ihr, der Absender dieses Briefleins!

— Und habt Ihr Euch d'rin genannt?

— Das vergaß ich, bei meiner Treu'!

— Und wenn sie mich um Euern Stand und Euern Namen fragt?

— Dann sage ihr, was Du willst!

— Aber wär' es nicht besser, wenn Ihr selbst mir sagtet, was ich sagen soll?

— Nun, dann sage ihr meinetwegen, daß ich Dir bekannt sei und daß Du — nicht durch mich selbst, wohl aber durch Andere, die mich kennen — erfahren habest, daß ich ein Student der Medicin und vor allen Dingen, daß ich — merk' es Dir wohl! — der Sohn jüdischer Eltern sei.

— Das ist sehr klug von Euch, sagte die Blumenverkaufende Hexe und wollte gehen; aber eilig kehrte sie wieder um und sagte: Das Beste hätte ich bald vergessen! Welchen Namen soll ich Euch geben?

— Heißt die kleine Judendirne nicht Delila? Nun, dann nenne mich kurzweg Simson!

— Simson und Delila! lachte die Hexe. Das giebt allerdings ein frommes Pärchen! Nun erwartet mich dort, schmucker Simson. Bald bin ich wieder bei Euch.

Die schlaue Kupplerin rannte eilig fort. Cäsar ging ungeduldig auf und nieder.

— Ich bin neugierig zu erfahren, ob und was sie mir antworten wird. Wenn mich nicht Alles trügt, so ist auch sie in mich verliebt! Und weil ich dieß glaube, habe ich kurz und bündig sie gebeten, mir Ort und Stunde zu bestimmen, wo ich ungestört ihr ein wichtiges Geheimniß anvertrauen darf. Das wird die Kleine neugierig machen. Ich hätte Lust zu wetten, daß sie durch Neugier sich verleiten läßt, mir huldreich eine Zusammenkunft zu gewähren. Und alles Uebrige findet sich dann.

Don Cäsar hatte sich nicht getäuscht. Nach fünf Minuten kehrte die Blumenkupplerin mit freudestrahlender Miene zurück.

— Hier bringe ich Euch Delila's Antwort, sagte sie und gab ihm einen kleinen, unversiegelten Papierstreif, auf welchem die mit zitternder Hand und unleserlichem Bleistift flüchtig hingeschriebenen Worte standen:

‚Morgen Abend am Eingang der Alt-Neuschule.‘

— Ich danke Dir, Du braves Weib, sagte Don Cäsar und schenkte ihr, statt eines Ducaten, gleich zwei. Zwei machen ein Paar, sagte er. Und dieses Paar wird Andere hecken, vorausgesetzt, daß Du schweigst . . .

— Wie ein Fisch, versprach die Kupplerin.

— Und daß Du, falls ich Dich brauche, pünctlich bei der Hand bist.

— Ihr sollt nie zu warten brauchen.

— Leb' wohl, schlaue Hexe, auf Wiedersehen! sagte Cäsar und rannte fort.

— Diese blanken Ducaten waren rasch verdient, lachte die Abgesandte des Zufalls, die sich jetzt reicher als Crösus erschien.

Cäsar las noch einmal jene Worte. Dann sagte er mit frohlockender Miene:

— Der jüdische Backfisch hat richtig angebissen. Nun ist sie Dein, glücklicher Simson. Ich kam, ich sah und siegte, rief Julius Cäsar. Jetzt kann auch ich dieß sagen!

Er eilte nach dem Hradschin zurück. Delila las unterdessen — jetzt schon zum zweiten Male — ihres Simsons lakonischen Liebesbrief. Sein Inhalt aber lautete wie folgt:

‚Saronsrose, Sionstaube, ich habe Dich gesehen. Du bist das Bild meiner Träume. Ich liebe Dich mit unaussprechlicher Gluth. Bis morgen muß ich Dich sprechen. Ich habe Dir ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen. Dem Papiere darf ich's nicht anvertrauen. Es brächte Dir und mir Gefahr! Und darum

muß ich Dich sprechen! Bestimme Du mir Ort und Zeit. Mit Sehnsucht harre ich Deiner Antwort!"

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn sie hatte geantwortet. Er war's, von dem sie geträumt! Er war es, den sie liebte!

Armes, schwer betrogenes Kind, beklagenswerthe Delila! Warum hörtest Du weniger auf den Rath Deines Vaters als auf das Girren der verlokkenden Taube, die Dir in Deinen Träumen erschienen war. Jetzt, Delila, ist es zu spät! Jetzt bist Du für immer verloren! Denn Dein Herz ist nicht mehr rein! — — — — — — — — — — —

Don Cäsars sinnlich aufgeregte Leidenschaft konnte den Aufgang des folgenden Morgens, den Untergang der nächsten Sonne nicht erwarten. Er zählte die Stunden und Minuten. Jede Stunde schien ihm eine Ewigkeit. Jede Secunde dünkte ihm ein Jahrhundert!

Als es am folgenden Tage — es war am 15. des Monats Tisri, an dem ersten Tage des Chag Hassücohoth oder Laubhüttenfestes — am 14. October des Jahres 1611 — frühzeitig zu dunkeln begann und als die ganze Schaar der prager Judenschaft, nachdem sie ihre aus Laubwerk aufgebauten Hütten mit grünen Zweigen und ausgehöhlten Kür-

bissen, in deren Innerem bunte Lichter prangten, geschmückt, in Festkleidern nach der Synagoge zog, um dort dem Gott ihrer Väter zu danken, daß er die Kinder Israels auf der Flucht aus Aegypten vierzig Jahre lang unter dem Dache freier und friedlicher Hütten geschützt und beschirmt, und ihnen jedes Jahr eine gesegnete Ernte an Getreide und Wein geschenkt; und, den unerschöpflichen Born seiner Vatergüte preisend, mit dankerfülltem Herzen das sogenannte Hallal, den 113 bis 115 der alle Poesien der Erde überdauernden Psalmen ihres großen König-Sängers und Sänger-Königs David anstimmte; und während draußen vor dem Eingange der altehrwürdigen gothischen Synagoge, welche seit Jahrhunderten die Alt-Neuschule heißt, — wie vor Jahrtausenden im Vorhofe ihres prachtgeschmückten Tempels zu Jerusalem die Frauen und Töchter der Söhne Jehova's auf großen Candelabern von gediegenem Golde, — jetzt freilich nur auf Hängeleuchtern von Bronze und Crystall hunderte von Wachskerzen zu Ehren des Gottes, der sie aus den Ketten der Knechtschaft befreit und sie bis zu dieser Stunde mit seinem Arme vor der Uebermacht ihrer Feinde, zahllos wie der Sand an den Ufern des Meeres, liebreich beschirmt hat, unter frommen Gesängen anbrannten, harrte am Ein-

gange des Tempels Don Cäsar auf die Ankunft der einzigen Tochter des hochweisen Rabbi Bezalél Loew wie ein Geier auf die Ankunft der Taube, die er mit sich hoch in die Lüfte tragen will, um sie von dort, erwürgt, in den Abgrund der Erde zurückzuschleudern.

Der Abend hatte seine dunkeln Schleier auf den Vorhof der Synagoge herabgesenkt, als Delila, — sonst immer die Erste, wenn es galt das Lob des Herrn zu singen, heute die Letzte, — mit pochendem Herzen, ängstlich-aufgeregtem Athem, scheuem Blick und zitternden Gliedern am Eingange des Tempels erschien.

Ihr Antlitz war dicht verschleiert, wie der Mond, der sich hinter schwarze Trauerwolken zurückgezogen, gleichsam als wolle er nicht Zeuge jener ersten Zusammenkunft eines Christensohnes mit einer Judentochter an der Schwelle des Tempels ihres schwer beleidigten Gottes sein.

— Sei mir gegrüßt, Du holder Abendstern, sagte Don Cäsar, der sich dreist ihr genähert hatte. Schon dachte ich, Du würdest gar nicht mehr erscheinen und Deinen armen, treuen Simson hier in Nacht und Nebel vergebens Dich erwarten lassen.

— Dein Bote sagte mir, Du wärest ein Sohn

Israels. Wenn dem so ist, warum fehlst Du jetzt in der Synagoge?

— Mein Tempel, meine Synagoge und mein Gott ist überall, wo der schönste und reinste seiner Cherubim verweilt. Komm, komm, Delila, folge Deinem Simson!

— Und wohin will er mich führen? fragte sie angstbeklommen.

— Dort, wo uns Niemand sehen kann.

— Der Gott Israels sieht uns überall.

— Er soll und darf uns sehen. Er kennt Deines Simsons reines Herz. Er weiß, wie ich Dich liebe.

— Und hast Du außerdem mir nichts zu sagen?

— O mehr, weit mehr als dieß!

— Nun gut, dann sagt es mir.

— Nicht hier, Delila, wo Jeder, der vorübergeht, uns sehen und hören und verrathen kann; nicht hier auf offener Straße darf ich Dir das wichtige Geheimniß meines Herzens anvertrauen . . .

— Ei wo denn sonst als hier? fragte Delila.

— Nicht weit von hier, in einem einsam stillen Hause, das ich, nur ich allein bewohne.

— Es zieht mich in die Synagoge, sagte Delila und wollte gehen.

— Nur jetzt nicht, jetzt nicht, Delila! Das Geheimniß brennt auf meiner Seele wie Feuer, das mich zu verzehren droht.

— Laßt mich in das Haus des Herrn. Mein Herz sehnt sich nach Buße . . .

— Ich lasse Dich nicht fort, Delila, sagte Cäsar, sie zärtlich zurückhaltend.

— Laßt meinen Arm los! bat Delila.

— Nicht um alles Glück der Welt! Bild meiner Träume, Du mußt mir folgen . . . Du mußt mein Geheimniß erfahren!

— Ein anderes Mal, nur heute nicht! flehte des Rabbis Tochter, von Reue erfaßt. Heut ist der erste Tag des schönsten unserer Feste. Ich beschwör' Euch, laßt mich frei! Sonst schrei' ich laut um Hilfe!

— Das wirst Du nicht wagen, Delila!

— Und was sollte mich davon zurückhalten?

— Die Furcht, daß Du verrathen wärest! Folge mir auf zehn Minuten nur. Dann sollst Du Alles wissen, was Dein Simson Dir zu sagen hat.

— Ich mag von Euch nichts hören!

— Wenn meine Nähe Dir verhaßt ist, warum gabst Du mir diese Zusammenkunft?

— Ich kannte Euch nicht so wie jetzt. Jetzt ist Euer Anblick mir verhaßt!

— O Du belügst Dich selbst, Delila. Das laute Pochen Deines Herzens sagt mir, daß Du mich noch immer liebst . . .

— Du bist kein Sohn meines Volkes . . .

— Wer sagt Dir dieß?

— Deine Sprache sagt mir, daß Du ein Christ bist.

— Beim Ewigen, ich bin kein Christ! Du sollst erfahren, wer und was ich bin, wenn Du mir folgen willst . . .

— Nun gut, da Du unter Gottes freiem Himmel geschworen, daß Du kein Christ bist, dann will ich Alles glauben, was Du mir sagst. Gott Israels, an der Schwelle Deines Tempels ruft die unwürdige Tochter des ersten Deiner Priester: Mag geschehen, was da wolle, ich vermag der Stimme dieses Fremden nicht länger zu widerstehen. Es treibt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, das Geheimniß seines Herzens zu erfahren. Geht voran, Simson, Delila folget Euch!

Don Cäsar schritt voran. Delila folgte ihm wie sein Schatten.

Er führte sie durch die ödesten Gäßchen der Judenstadt nach dem Moldauufer, wo damals ein altes Thor die Altstadt von der Judenstadt trennte.

An einem damals ziemlich vereinsamten Hause, das auf dem sogenanten František lag und insgemein das ‚Hirschbadehaus‘ hieß, angelangt, zog er einen Schlüssel aus seinem Wamse und öffnete den Eingang. Im Flure brannte eine düstere Lampe.

Gleich darauf trat auch Delila ein. Cäsar schloß hinter ihr die Thüre: die Taube war im Neste des Geiers.

Sechszehntes Capitel.

Das Nest des Geiers.

Das aber war nur das Vorhaus. Das eigentliche Nest des Geiers lag in einem großen, todtenstillen Garten. Am äußersten Ende desselben, dicht am Ufer der lautlos vorüberziehenden Moldau, erhob sich ein ziemlich hoher, steinerner Pavillon.

Hier war es, wo Clelia's sechszehnjähriger Riesensohn bald allein, bald im Vereine mit seinen wüsten Jugendgenossen bei Würfelspiel, Becherklang und Rundgesang die Orgien des Spieles und der Liebe, ungestört vom Lärm der lästigen Nachbarschaft, seit länger als einem halben Jahre zu feiern gewohnt war.

Einer der Säle hatte sich auf Cäsars Wink und Anordnung über Nacht in eine blühende Laubhütte umgewandelt. Buntgemalte Glasampeln, die von der mit Palmenzweigen decorirten Decke herabhingen, tauchten die mit frischlingsgrünem Laube und den köstlichsten Blumen geschmückten Wände dieser echt orientalischen Hütte in magisches Halbdunkel. In den vier Ecken strahlten kleine zierlich gearbeitete Marmorspringbrunnen einen feinen Regen wohlriechender Wasser aus. Neben diesen Fontaines erhoben sich auf weißen Marmorgestellen zwei große Käfige mit vergoldetem Gitterdrahte, in welchen geschwätzige Papageien und bunte Singvögel aus allen Zonen troß der nächtlichen Stunde noch so munter wie beim helllichten Tage auf den schwarzen Ebenholzsprossen hin- und herflogen. Der Fußboden des Saales war mit einer Decke grünen Mooses tapeziert, das, ein eigenthümliches Gemisch von Rosenblättern, Lawendelzweigen, Veilchenbüscheln und Jasminblüthen, einen Choral von tausend Düften aushauchte, und im Vereine mit den andern Blumen, die an der Decke und an den Wänden dicht terassenartig wie in einem Treibhause aufgestellt waren, einen alle Sinne betäubenden Wohlgeruch verbreitete.

In der Mitte des Saales stand ein runder, für zwei Personen gedeckter Tisch, auf dem ein großer silberner Armleuchter, zwischen zwei Caraffen von weißem Crystall mit goldgelbem und purpurrothem Weine gefüllt, das blendende Licht seiner sieben Wachskerzen auf dem Schnee des damastenen Tafeltuches abspiegeln ließ.

Als Delila's Auge diese unerwartete Pracht gewahrte, war sie so sehr erschreckt, daß sie keines Wortes mächtig schien; denn sie staunte und schwieg.

— Du siehst, begann Don Cäsar, daß Dein Geliebter ein Jude ist; denn auch er feiert das Laubhüttenfest. Geruhe, schönste Blume dieser Hütte, Dich niederzulassen an der Seite Deines treuen Gärtners, der die köstlichsten Blüthen seines Treibhauses gepflückt, um Dich, Königin aller Blumen, in Florens Tempel würdig zu begrüßen.

— Die Botin Deines Briefes sagte mir, Du seiest ein Student der Medicin?

— Schönes Kind, das bin ich auch.

— Woher dann diese Pracht, dieser Reichthum?

— Glaubst Du, Delila, Dein Simson müsse, weil er studirt, arm wie eine Kirchenmaus sein? Mein Vater ist reich, sehr reich . . .

— Und wohnt Dein Vater in Prag?

— Nein, Engelsblume, er wohnt abwechselnd in Benatek und Brandeis.

— Und was ist Dein Vater?

— Fast schäme ich mich, es Dir zu sagen. Er ist ein steinreicher . . .

— Kaufmann vielleicht?

— Das gerade nicht, mein schmuckes Kind. Er ist ein fabelhaft reicher Viehhändler, der über zahllose Heerden zu gebieten hat.

— Und warum schämst Du Dich Deines Vaters?

— Weil er geizig wie ein Jude ist.

— Ei ist er denn kein Jude? fragte Delila erschreckt.

— Freilich, freilich! Aber er ist geizig wie eine Christenseele, wollt' ich sagen.

— Und wie heißt Dein geiziger Vater?

— Wolf Hirsch, entgegnete der Sohn des Kaisers.

— Ich habe diesen Namen nie gehört.

— Wie sollst Du auch alle Viehhändler kennen!

— Und heißest Du auch wirklich Simson?

— Und warum, Kind, zweifelst Du daran?

— Weil ich noch immer nicht glauben mag, daß Du ein Sohn Israels bist.

— Ich bin kein Sohn Israels, ich bin ein Sohn Wolf Hirschs!

— Nun, wenn Du wirklich ein Jude bist, so beweise es mir dadurch, daß Du mir eines unserer Gebete sagst.

— Kind, ich habe noch nie gebetet.

— Dann, sagte Delila erschreckt emporspringend, bist Du, gleichviel wer und was Du auch sein mögest, ein böser Mensch!

— Das bin ich nicht, mein Kind! Denn böse Menschen, siehst Du, lieben nicht.

— Es ist gewiß schon spät! Laß mich wieder fort von hier.

— Du mußt noch bleiben, holdes Kind. Ich habe Dir ja noch nichts von meinem Geheimniß anvertraut.

— Beeile Dich, es mir zu sagen: denn ich stehe auf glühenden Nadeln.

— Setze Dich wieder zu mir, Delila. Höre, was ich Dir zu sagen habe, sagte Cäsar, das Judenmädchen auf seinen Schooß ziehend und sie mit beiden Armen umschlingend. Mein Vater heißt nicht Wolf Hirsch . . . mein Vater ist kein steinreicher Viehhändler, mein Vater ist auch kein Jude.

— Gerechter Gott, was ist er denn? fragte

die Jüdin, deren purpurrothe Wangen plötzlich erbleichten.

— Erschrick nicht, Du liebes süßes Judenkind. Mein Herr Papa ist Kaiser Rudolph!

— Willst Du Possen mit mir treiben?

— Ich sprach die Wahrheit, um Dir zu zeigen, daß Du Dich meiner nicht zu schämen brauchst. Ich bin meines Vaters jüngster Sohn . . . Ich bin Don Cäsar von Oesterreich!

— Gott meiner Väter! Mein böser Traum!

— Wie, hast Du auch von mir geträumt?

— Leider! Leider! stöhnte Delila und brach in Thränen aus.

— Närrisches Judenmädchen, warum weinest Du plötzlich?

— Weil mir — leider zu spät! — die Warnung meines alten Vaters einfällt.

— Ei was! Ein Vater ist wie der Andere. Sie sündigen selbst und warnen ihre Söhne!

— Ich bitt' Euch, laßt mich fort!

— Erlaube, schmuckes Kind, daß ich lache. Glaubst Du, Simson würde es zugeben, daß seine Delila ihn treulos verlassen will? Du bleibst bei mir, schmuckes Täubchen!

— Ich werde laut um Hilfe schreien . . .

— Niemand wird Dich hören!

— Dann werde ich, wenn Ihr mich hindert, fortzugehen, dort aus dem einzigen Fenster dieses Saales springen . . .

— Unter diesem Fenster fließt die Moldau! Das Wasser, Kind, hat keine Balken!

— Lieber todt als lebend bei Euch!

— Du wirst Dich eines Bessern besinnen. Komme endlich einmal zu ruhiger Ueberlegung. Was verlange ich von Dir? Liebe, Liebe, nichts als Liebe! Ist denn das gar so schlimm? Der Sohn des Kaisers ist reich. Er wird Dich zur höchsten Stufe des Glanzes und des Glückes emportragen. Er will Dich nicht bloß lieben; einstens wird er Dich auch heirathen.

— Ihr seid des Kaisers Sohn, ein Prinz!

— Ich werde zu Dir herabsteigen . . .

— Ihr seid ein Christ!

— Ich werde Dir zu Liebe meinen Glauben abschwören.

— Ihr wäret dieß wirklich im Stande?

— Was vermag nicht die Liebe! rief Don Cäsar und wagte seine glühenden Lippen im Schnee ihrer Schulter abzukühlen.

Die Taube versuchte, sich gewaltsam loszureißen; der Geier aber umklammerte seine Beute.

— Ergieb Dich, Kleine, in Dein Schicksal. Wähle zwischen Liebe oder Haß, zwischen Leben und Tod!

— Dann wähle ich freudig den Tod!

— Ich aber schenke Dir das Leben und wünsche nichts sehnlicher, als das Glück, daß Du Deinen Haß, den ich wahrlich nicht verdiene, von Dir abwirfst und mich liebst, Delila, wie ich Dich liebe!

— Gott Israels, tödte Rabi Loews Tochter!

— Die Götter haben Alle taube Ohren. Sie hören nur, was sie wollen!

— Ihr seid ein Gotteslästerer!

— Sagte ich's nicht: ich bin nicht Christ, nicht Jude. Ich bin Don Cäsar von Oesterreich. Ich bin der Simson meiner Delila!

Und dieser Wortkampf währte noch lange. Endlich thaten die Blumen ihre Schuldigkeit. Ihr hundertfacher Geruch betäubte Delila's Sinne. Sie ward nach und nach müde. Es übermannte sie eine unnatürliche Schwäche. Unwillkürlich fielen ihr die Augen zu. Sie kämpfte gegen den Schlaf an. Dieser war stärker als Delila. Er siegte und Delila Loew unterlag. Einschlafend sank sie in Cäsars Arme.

Und so verging die erste Laubhüttennacht.

Siebenzehntes Capitel.

Im Schlosse zu Krumau.

Im Süden Böhmens, im Budweiser Kreise, erhebt sich an den Ufern der Moldau, das prächtige Herrschaftsschloß Krumau, böhmisch Krumlow genannt.

Dieses Schloß, gegenwärtig Besitzung der Fürsten von Schwarzenberg, war zu Kaiser Rudolphs Zeit der Hauptsitz der mächtigen Rosenberge, der reichsten und angesehensten Familie des damaligen Böhmens.

Nach dem 1611 erfolgten Tode des letzten Sprossen dieses Stammes, Peter Woks von Rosenberg, hatte Kaiser Rudolph die Herrschaft Krumau gekauft und sie dem jüngsten seiner natürlichen Söhne, Julius Cäsar von Oesterreich, zu dessen Geburtstage geschenkt.

Zwei Tage nach jener ersten Laubhüttennacht, welche für die Tochter des hohen Rabbi die erste ihrer jungfräulichen Beschimpfung geworden war, hatte Cäsar das entehrte Judenmädchen nach Krumau entführt.

Delila, die, von Blumendüften betäubt und bewußtlos gemacht, eine Nacht außer dem Hause ihres trostlosen Vaters unter dem Dache ihres christlichen

Verführers zugebracht, hatte in Cäsars Entführung eingewilligt, weil sie, im Bewußtsein ihrer Schande, im Gefühle ihrer unauslöschlichen Schmach nicht mehr den Muth besaß, die reine Schwelle ihres väterlichen Hauses zu betreten und vor den Augen ihres erzürnten Vaters zu erscheinen, um ihm Rechenschaft vom Falle ihrer befleckten Seele abzulegen. Cäsar aber, berauscht vom Blüthenschmucke ihrer frühlingsfrischen Schönheit, hatte während der ersten acht Tage ihrer Entführung im Schlosse zu Krumlow alle Schätze seiner Liebe und Zärtlichkeit aufgeboten, um die Unglückliche, die seit ihrem traurigen Erwachen in jener ersten Laubhüttennacht die Tiefe ihres Falls und den Gram ihres Vaters, für den sie spurlos verschwunden war, beweinte, auf jede erdenkliche Weise zu trösten oder wenigstens so weit zu beruhigen, daß es ihm endlich nach acht langen, für ihn glücklichen und für das Opfer seiner Leidenschaft namenlos unglücklichen Tagen gelungen war, den Lauf ihrer Thränen aufzuhalten.

Cäsar versprach ihr Erde und Himmel. Stundenlang zu ihren Füßen liegend, küßte er die rosigen Nägel ihrer Hand, die Spitzen ihrer Schuhe und sättigte sich mehr und mehr im Anschauen und Genießen ihrer märchenhaften Reize. Er erneuerte, um

Balsam in die frischen Wunden ihrer Seele zu gießen, täglich hundertmal sein Gelübde, mit ihr nach Holland zu entfliehen, dort seinen katholischen Glauben abzuschwören, dann zum Judenthume überzutreten und sie zu heirathen, um die Ehre, die er ihr geraubt, wiederzugeben und in zehnfach verdoppeltem Glanze wiederherzustellen, indem er, der Lieblingssohn des Kaisers, Jude werdend, die Tochter des Rabbis als sein ihm jüdisch angetrautes Weib in das Haus des Vaters zurückzuführen und dort, gemeinschaftlich mit ihr, den hohen Rabbi um seine Verzeihung, um seinen Vatersegen und um Bestätigung ihres unzertrennlichen Liebesbundes anzuflehen.

Dieser Gedanke, den ihre jugendliche Phantasie sich mit den reizendsten Farben glücklicher Zukunft auszumalen begann, gewährte ihr nach und nach eine solche Fülle von Trost und Beruhigung, daß sie sich in das, was nicht mehr zu ändern ging, um so leichter fand, weil ihr Herz sich gestehen mußte, daß ihre Seele mit unzerreißbaren Banden der Gegenliebe an jener ihres Verführers hing, der ihr, trotz aller Schmach, die er ihr angethan, doch immer verzeihens- und liebenswerth schien.

Vertrauensvoll ließ sie ihr leichtgläubiges Ohr durch die Musik seiner Schwüre, durch das Hosiannah

seiner glühenden Liebesbetheuerungen berauschen. Und so kam es, daß sie, nach Verlauf von vierzehn Tagen schon weit weniger unglücklich und trostlos als in den ersten Tagen nach ihrer Entführung, ihren Leichtsinn weniger als den Schmerz bereute, in den, wie sie wohl ahnen konnte, ihr räthselhaftes Verschwinden aus Prag das Herz ihres bejammernswürdigen Vaters versenken mußte.

— Er wird mir und Dir verzeihen, wenn wir nach Jahr und Tag als Mann und Weib, vereint durch den Segen des jüdischen Rabbiners zu Amsterdam uns zu seinen Füßen niederwerfen und, seine Kniee umfassend, ihn bitten und beschwören: Zürnender Vater, verzeihe Deinen glücklichen Kindern!

— Und siehst Du, Cäsar, Delila kennt das Herz ihres Vaters und weiß, daß er uns verzeihen und das Band unserer unzerreißbaren Liebe segnen wird. Warum aber soll dieß Alles erst in Jahr und Tag geschehen? Glaubst Du, Geliebter, daß Dein Weib die Kraft besäße, so lange ohne die Verzeihung ihres alten Vaters, ungetraut und von Gewissensbissen gefoltert, mit Dir fortleben zu können wie bisher? Warum willst Du nicht schon morgen, nicht schon heute mit mir nach jenem freien Holland, wo mein Paradies liegt, weil Du mir sagst, daß es dort allein

dem Christen gestattet ist, unsern heiligen Glauben anzunehmen? Laß uns noch heut nach Amsterdam.

— Kind, das geht nicht so schnell, sagte Cäsar sich zärtlich anschmiegend.

— Und warum denn nicht? fragte Delila, seine Liebkosungen abweisend.

— Weil es mir, um eine so weite, kostspielige Reise zu unternehmen, in diesem Augenblicke an Geld fehlt . . .

— O, wenn Dich, mein Herzgeliebter, nichts weiter als dieß zurückhält, dann, mein Cäsar, soll Dir bald geholfen sein. Nimm hier diese goldenen Armspangen, einen dieser Brillantohrringe, die erst vor wenig Monden mein alter Vater mir eigenhändig in's Ohr gehängt; nimm diese kostbare Perlenschnur, das heilige Vermächtniß meiner seligen Mutter! sagte Delila, und riß den Schmuck so rasch von ihrem Halse, daß einzelne Perlen, sich von der dünnen Schnur ablösend, wie einzelne Thautropfen vom Stengel einer vom Sturme geknickten Lilie auf den grünen Teppich hinabrollten; nimm Alles, was ich mein nenne, versetze, verkaufe es und führe mich nach Holland, in das Land meiner, Deiner Sehnsucht, Cäsar.

— Kindisches Kind, mit dem Erlöse all' dieser

Armseligkeiten kommt Kaiser Rudolphs Sohn nicht bis an die Grenze der weiten Reiche seines Vaters. Eine solche Reise kostet viel Geld!

— Laß uns muthig zu Fuße hinwandern . . .

— Es liegt zwischen uns ein Meer.

— Unsere Liebe, unsere Sehnsucht, uns vereint zu sehen, wird uns Brücken über alle Klüfte und Abgründe, über alle Höhen und Tiefen bauen. Säume keinen Tag, säume keine Stunde. Bedenke daß Delila, wenn Du sie wirklich so liebst, wie Du es ihr zuschwörst, eine längere Trennung von ihrem alten, mit allen Kräften ihrer kindlichen Seele heißgeliebten Vater, der nicht ahnet, wo sein einziges Kind, welches er abgöttisch geliebt hat, hingekommen ist, unmöglich ertragen kann. Bedenke das hohe Alter meines Vaters. Bedenke, daß er von Sorge und Gram über das spurlose Verschwinden seiner Tochter morgen, großer Gott meiner Väter! vielleicht schon heute sterben kann, ohne mich wiedergesehen, ohne mir verziehen zu haben. Eile, ehe es zu spät wird, uns den Segen des Sterbenden zu erflehen.

— Jetzt kann ich unmöglich fort von hier . . . mir fehlen die Mittel zur Reise. Auch ist der Winter im Anzuge. Wir wollen das nächste Frühjahr abwarten. Wir reisen in drei, vier Monaten.

— Großer himmlischer Gott, erst so spät?

— Mißfällt es Dir hier so sehr?

— Ich habe keinen Augenblick Ruhe hier.

— Versuche ich nicht Alles, um Dich aufzuheitern? Küße ich Dich nicht Tag und Nacht, um Dir zu beweisen, wie unendlich lieb ich Dich habe?

— Du darfst mich nicht mehr berühren.

— Närrisches Kind, sei nicht so eigensinnig!

— Laß mich los, Du herzloser Verführer! rief Delila ihn unwillig zurückstoßend.

Er erhob sich von den Knieen und zertrat mit seinem schweren Fuße einige der herabgerollten Perlen.

— Weh mir, weh mir! wehklagte Delila, die verzweifelnd die Hände rang.

— Was ist Dir? fragte der Verführer.

— Du zertratest den Segen meiner Mutter! rief das Judenmädchen, in einen Strom bitterer Zähren ausbrechend.

— Du wimmerst um die zertretenen Perlen? Beruhige Dich, mein schmuckes eigensinniges Judenkind! Morgen will ich Dir größere kaufen.

— Cäsar, Du bist ein herzloser Verführer! Du denkst nicht daran, Deine Versprechungen wahr zu machen. Laß mich zurück zu meinem Vater.

— Später vielleicht, nur jetzt nicht, Kind!

— Ich ertrage nicht länger diesen Hohn! Aber selbst befleckt will ich noch heute nach Prag zurück, um mich zu den Füßen meines Vaters zu werfen und ihm meine Schmach und Deinen nichtswürdigen Verrath zu bekennen!

— Und glaubst Du, Kleine, daß ich Dir dieß erlauben würde? Ich lasse Dich nicht von hier. Du bist, Du bleibst meine Gefangene.

— Cäsar, rief Delila auf beide Kniee sinkend, habe Mitleid mit dem armen Geschöpfe, dessen Seelenheil Du zertrümmert, dessen Ehre Du besudelt hast. Alles, Alles will ich Dir vergeben, wenn Du mir erlaubst, noch heute, jetzt, ohne Aufschub, in das gottgeweihte Haus meines zürnenden Vaters zurückzukehren.

— Du verlangst Unmögliches von Deinem Cäsar. Dich freilassen, hieße mich selbst der Rache Deines Vaters, dem Zorne des Meinigen preisgeben; denn jeder Jude haßt jeden Christen. Um wieviel mehr würde ‚der hohe Rabbi' von Prag den niedrigen Bastard des Kaisers hassen, verfluchen und verfolgen. Bleibe auch fernerhin bei mir, Delila. Glaube nicht, daß ich Dich verhöhne. Ich will mein Versprechen wahr machen. Ich will liebend zu Dir herabsteigen . . . Du sollst wirklich

mein Weib werden. Aber gönne mir Zeit und Ueberlegung.

— Du belügst, Du betrügst mich, Christ!

— Du verkennst mich schwer, schöne Jüdin. Sieh, Kind, ich liebe Dich so sehr, daß ich aus Furcht und Eifersucht, daß nach mir ein Anderer — vielleicht gar ein elender Jude — Dich besitzen könnte, im Stande wäre, Dich, weil ich Deinen Besitz keinem Sterblichen vergönne, aus Liebe zu tödten!

— Nun wohlan, Christ, tödte die Jüdin!

— Glaubst Du, ich wäre thöricht genug, diesen Wunsch zu erfüllen? Du sollst leben, leben, um von mir geliebt und vergöttert zu werden. Sieh, ich wollte Dich nur prüfen. Ich wollte mich überzeugen, ob Du mich wahr und wahrhaftig liebst und ob mein Besitz Dir wünschenswerth erscheint. Du kannst es nicht erwarten, Dich auf immer mit mir vereint zu sehen durch das Band der heiligen Ehe, durch die Hand eines der Priester Deines Gottes, Deines Glaubens. Du kannst die Qual der langen Sehnsucht nach dem Ziele Deiner Wünsche, den Schmerz der Trennung von Deinem sterbenden Vater selber und mit Einem Male abkürzen, wenn Du Dich entschließen willst, Dich zu der Sonnenhöhe und Himmelsreinheit meines Glaubens,

meines Gottes zu erheben, dadurch, daß Du mir zu Liebe Christin werden willst!

— Unmensch, lieber gebe ich meine sündige Liebe zu Dir, als meinen reinen Glauben an den Gott meiner Väter auf. Mit Freude verzichte ich auf Deinen Besitz; ich gönne Dir Alles, was ich Dir geopfert habe, und gelobe Dir ewige Dankbarkeit, wenn Du mir meine Freiheit und mit ihr Deine Erlaubniß zur Rückkehr in das Haus meines trostlosen Vaters giebst.

— Du kennst die Gründe, die mich davon zurückhalten . . . ich fürchte die Rache Deines Vaters!

— Sei unbesorgt, Cäsar, ich will schweigen. Alles, Alles will ich ihm verheimlichen. Ich will seinen Fluch von Deinem Haupte auf mein eigenes zurücklenken und ihm sagen, daß ein Unbekannter mich entführt und erst heute freigelassen hat.

— Auch mein Vater wird mich vermissen. Es kann nicht lange verschwiegen bleiben, daß sein Sohn es ist, der Dich entführt hat. Und die Strafe, die meiner harren würde, wäre der Tod. Denn mein Vater haßt mich, weil er mich fürchtet; er fürchtet mich, weil er mich haßt; er haßt mich, weil ich Jene zu lieben gewagt, die auch er liebt, jene Gräfin, die zwar nicht so jung, aber fast eben so

schön als meine reizende Delila ist. Mein Vater lauert auf den ersten besten Vorwand, um mich aus seiner Nähe zu verstoßen, um mich auf Reisen oder falls ich mich widersetze, in die Mauern eines Kerkers oder gar auf die Stufen des Schaffots zu schicken. Willst Du, daß ich sterben soll?

— Nein, Cäsar, das will ich nicht!

— Nun, wenn dieß wirklich nicht der heimliche Wunsch Deines Herzens ist, so entziehe meinem Dasein nicht die Sonne Deiner Huld und Nähe. Bleibe bei Deinem Simson, alttestamentarische Delila!

Das arme Judenmädchen überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie entschlossen:

— Wenn ich also Dir zu Liebe mich so tief vergessen und meinen alten Vater so hoch betrüben könnte, den Glauben meines Gottes abzuschwören, wann würdest Du mich heirathen?

— Sobald es mein Vater mir erlaubt!

— Doch wenn er's nicht erlauben sollte?

— Dann würde ich auch gegen seine Einwilligung Dich zum Altare m e i n e s Gottes führen.

— Aber wann, Cäsar, wann, mein Geliebter?

— Sobald als nur irgend möglich!

— Gut, mein Cäsar, ich werde Christin! Und

Du, Geliebter, wirst mein Gemahl! Delila hält Simson bei seinem Wort!

— Abgemacht, Sela! sagte Don Cäsar von Oesterreich, der bei allem Anschein von Zufriedenheit, den er zu behaupten wußte, in seinem Innern doch sehr mißvergnügt zu sein schien darüber, daß die Jüdin auf seinen Plan eingegangen war und er selbst sich — ohne es im Geringsten zu wollen, — in seiner eigenen Schlinge gefangen hatte.

— Nun bin ich wieder Dein, Dein auf ewig! hauchte Delila mit freudestrahlender Miene und schlang die weißen Ketten ihrer Arme um den von Leidenschaft gerötheten Hals ihres Verführers. Mache mit mir, was Du willst! Du bist mein Herr, mein Gebieter! Delila ist die Magd Simsons!

— Laß Dich küssen, meine süße Magd, sagte Cäsar und verschlang sie mit dem Feuer seiner Lippen, mit den Blitzen seiner Augen, mit dem Sirocco seiner Küsse.

Dießmal schlug die Uhr einem Glücklichen. Es war Mittag, es war Essenszeit.

Die heiteren Sonnenstrahlen des letzten Octobertages drangen mild erwärmend durch das einzige, hohe, weitgeöffnete Bogenfenster, das eine freie Aussicht auf die romantische Herbstlandschaft mit ihren

buntfarbigen Decorationen von blaßgrünem und gelb-lich-rothem Laubwerke und auf die am Fuße des Schlosses rauschend vorüberziehenden Wogen der Moldau gewährte. — Aus diesem Fenster, aus der Höhe des dritten Stockwerkes soll, wie die Sage erzählt, zehn Jahre früher der letzte Rosenberg seine ungetreue Geliebte, ein Edelfräulein, aus einer Höhe von fast hundert Fuß in die Tiefe des Flußes hinabgestürzt haben.

Dieß Zimmer war ein kleiner Waffensaal; ringsum an allen Wänden hingen symmetrisch geordnet Schwerter, Degen, Rappiere, Pistolen, Büchsen, Flinten und andere Waffen; in den Ecken standen auf Holzgestellen Ritterharnische, vergoldete Panzerhemden, wappengeschmückte Schilde der Rosenberge und Helme aller Art. In einem offenen Glasschranke lagen bunt durcheinander Dolche, Jagd-Messer und mehr dergleichen. Zu beiden Seiten des Schrankes erhoben sich in reichvergoldeten Rahmen kostbare Spiegel.

In der Mitte stand ein Tisch. Cäsar führte Delila zur Tafel, die dem offenen Fenster gegenüber stand.

Die Tochter des Rabbi, die während der ersten vierzehn Tage, treu dem Gebote ihres Gottes, keine der christlich zubereiteten Speisen berührt und nur

durch Milch und Honig, Eier und Früchte das unabweisbare Gefühl des Hungers befriedigt hatte, war, ohne vorhergegangene Taufe in ihrem unfreien Herzen schon so sehr Christin, daß sie heute zum ersten Male auf die wiederholte Bitte ihres Verführers mit ihm dieselben Fleischspeisen fast von einem und demselben Teller aß, ohne sich der Furcht — der kindischen, wie Cäsar sie genannt! — hinzugeben, daß ihr schon der erste Bissen der gesetzwidrigen Speisen den Tod bringen müßte. Heute aß sie Alles, was er, aufmerksamer und zärtlicher als früher, auf der Spitze seiner Gabel ihr hinreichte. Ihr rosiger Mund pflückte die dargereichten Bissen mit derselben Eßlust, womit der Schnabel einer halb verhungerten Taube einzelne Kirschen vom Stiele der Furcht abbricht. Simson trank auf Delila's schöne Zukunft, auf ihr Wohl, auf ihre Mutterhoffnung und stürzte den ganzen Inhalt eines großen Crystallglases, mit schwerem Ungarweine angefüllt, mit Einem Zuge hinab. Sie aber nippte nur an ihrem Glase; doch desto fleißiger füllte sie den Becher ihres Geliebten, der bald nach dem Erscheinen des Nachtisches, welcher die köstlichsten Früchte aller Zonen und Jahreszeiten brachte, von Wein und Liebe berauscht zuerst an ihren Busen und dann zu ihren

Füßen niedersank und seinen erhitzten Kopf auf ihren Schooß legte, um seinen doppelten Rausch auszuschlafen und noch einmal Alles, was er genossen, in süßem Traum zu durchleben.

Und Don Cäsar war entschlummert. Delila dachte jetzt weniger an den glücklichen Schläfer, als an ihren unglücklichen Vater, dessen gramdurchfurchtes Antlitz mit so lebendigen Farben vor den Spiegel ihrer Seele trat, daß sie ihn leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Es war ihr, als sähe sie, wie der hocherzürnte Rabbi seine fleischlose Hand nach ihrem mit Schmach und Todsünde bedeckten Haupte ausstreckte, um sein Kind, sein einziges Kind, im Namen der beleidigten Gottheit zu verfluchen.

Da wollte ihr das Herz zerspringen. Von Neuem erwachte die bitterste Reue, die ihre glühenden Dornen in jede Fiber ihrer angstgequälten Seele bohrte. Da faßte sie den Beschluß, den Schlaf ihres Verführers zu benutzen, um zu entfliehen und in das Haus ihres Vaters zurückzueilen, um dessen Verzeihung anzuflehen und den Vaterfluch von ihrem Haupte abzuwälzen.

Um sich zu überzeugen, ob Cäsar auch wirklich so fest eingeschlafen sei, daß sie, ohne ihn zu wecken, sich entfernen könne, holte sie leise aus ihrer Tasche

eine kleine scharfe Scheere hervor und schnitt, wie ihre Namensschwester im alten Testamente ihrem Simson, gleichsam um ihn seiner Kraft zu berauben, vorsichtig eine seiner Locken nach der Andern ab und warf, in träumerisches Hinbrüten vertieft, die rothen Büschel auf den Fußboden hin; und als sie zu ihrer Freude gewahrte, daß er fest eingeschlafen sei, schob sie behutsam seinen Kopf von ihrem Schooße weg und legte ihn auf das Kissen des Lehnstuhles, auf welchem sie saß, stand auf, nahm eine der abgeschnittenen Haarlocken, steckte sie als Erinnerung in ihr Busentuch und wollte geräusch- und athemlos wie ein Schattenbild die so sehnlich herbeigewünschte Flucht ergreifen.

In demselben Augenblick erwachte Don Cäsar. Er jagte den Schlaf aus seinen Wimpern und blickte, noch halb berauscht, um sich. Da sah er Delila, die tief erschreckt, wie eingewurzelt an der Schwelle der halbgeöffneten Thüre stand.

— Wohin willst Du? fragte er aufspringend.

— Ich wollte frische Luft schöpfen . . .

— Delila wollte dem schlafenden Simson entfliehen. Das aber soll ihr nicht gelingen! rief er, erfaßte sie beim Arme und zog sie vom Eingang weg.

Als er sich umkehrte, gewahrte er auf dem

grünen Teppich die Garbenbüschel seiner feuerrothen Haare.

— Was ist das? fragte er sich. Träume ich nur oder wache ich? fuhr er fort und stürzte wie ein wildes Thier nach dem Spiegel hin.

Als er die Verunstaltung seines üppigen Hauptschmuckes erblickte, stieß er ein wildes Geschrei, in welchem sich halb Lachen, halb Wuth kundgab, aus, lief zum Schranke, ergriff den ersten Dolch, den seine Wuth ihm in die Hand spielte, stürzte sich auf Delila, erfaßte mit der Linken ihre zitternde, angstgelähmte Gestalt und stieß ihr mit der Rechten zähneknirschend das spitze Eisen so tief in ihr Herz, daß sie mit einem Todesschrei entseelt zu Boden sank.

Ihr aus der Wunde quellendes Blut färbte den Fußboden.

— Elende Jüdin! rief er schäumend vor Wuth, die Todte mit dem Fuße von sich stoßend. Du hast es gewagt, mein Gesicht zu verunstalten, mir meine Haare abzuschneiden, um mich, Deinen Simson, seiner männlichen Kraft und Schönheit zu berauben. Deine Strafe dafür ist nicht ausgeblieben! Jener Simson erschlug mit einem Eselskinnbacken ein Dutzend erbärmlicher Philister; ich erstach Dich mit diesem Eisen. Damit aber ist mein Racheburst noch

nicht gefühlt. Dein blutender Anblick widert mich an. Du bist mir verhaßt: ich mag Dich nicht länger sehen! rief der Wüthende, raffte mit herculischer Kraft ihre blutbefleckte Leiche auf, schleppte sie an's offene Bogenfenster und schleuderte sie wie einen schweren Sack, den der Lastträger von seiner Schulter abwirft, mit teuflischem Wuthgelächter in das nasse Brautbett der Moldau hinab. Ein dumpfer Schlag tönte zu ihm herauf . . . das Wellengrab hatte sich geöffnet und geschlossen.

Erst nach dieser gräßlichen That schien sein Rausch, der seine Sinne gefangen hielt, urplötzlich gewichen zu sein.

— Herrgott, was habe ich gethan? rief er mit nüchterner Verzweiflung und wollte sich im ersten Momente der bereuenden That der seinen Blicken entschwundenen Leiche nachstürzen; bald aber maß er die Höhe des Falles, gab den Gedanken des sühnenden Selbstmordes auf, lief zum Tische, leerte hastig einen Becher süßen Tokaierweines, wischte sich mit dem Tischtuche das frische Blut von seinen Händen und Kleidern und sagte mit der ganzen Fassung eines vollendeten Bösewichtes:

— Mache Dir keine Vorwürfe, mitleidiger Tropf! Die Elende hat diese Züchtigung verdient!

Was liegt auch an einer Judenseele! Ich hätte sie doch nicht geheirathet! —

Auf diese Weise erfüllte sich eine der traurigsten Weissagungen des Kaisers.

Man wolle sich dessen erinnern, was Rudolph gleich nach der Geburt Don Cäsars zu Clelia und deren Gemahle gesagt. Als Scotto die physischen Eigenschaften des neugeborenen Knaben gerühmt und ihn ‚so stark und heißblütig wie Simson‘ geschildert, hatte der Kaiser wie im prophetischen Geiste ausgerufen, dieser neue Simson werde in Ermangelung der dreißig Philister bei Askalon sich damit begnügen, ein Paar arme unglückliche Juden Prags zu erschlagen. Und dieß war also auch wirklich geschehen. Der würdige ‚Simson‘ hatte den armen Moses Ephraim Kuh und die Tochter des hohen Rabbi ermordet.

So ist fast Jeder einmal Prophet.

Achtzehntes Capitel.

Kaiser Rudolph und Rabbi Bezalél Loew. — Don Cäsars Ende.

Der hohe Rabbi Loew, der seit dem geheimnißvollen Verschwinden seiner einzigen Tochter sieben Tage und sieben Nächte, jammernd und wehklagend, niedergeschlagener und ruheloser als Ahasver, alle Gassen und Gäßchen der drei Städte Prag durchwandert, um sein verlorenes Kind aufzusuchen und an Jeden, der ihm entgegen gekommen war, die Frage zu richten: ob er Delila nicht gesehen; dieser Rabbi Loew war seit dem achten Tage, an dem er alle Nachforschungen und die letzte Hoffnung, sein Kind jemals auf dieser Erde wiederzufinden, für immer aufgegeben, der unglücklichste Vater, der beklagenswertheste Mann, der zerschmettertste Jude unter Gottes mitleidsloser Sonne, die, wie tiefbetrübt auch Millionen Herzen unter ihr schlagen mögen, unbekümmert um menschliches Elend, ruhig und heiter weiter scheint.

Am neunten Tage aber war Rabbi Loew den Anstrengungen des rastlosen Umherirrens, dem alle Kräfte seines Körpers wie seines Geistes gleichzeitig

zermalmenden Gram erlegen und so tödtlich erkrankt, daß alle jüdischen Aerzte Prags, die voll rührender Theilnahme an das Lager des hohen Kranken hingeeilt, jede Hoffnung ihn wieder herzustellen bereits aufgegeben hatten, als der hohe Rabbi nach sechswöchentlichem Leiden durch die Macht des Willens und durch die Magie des Gebetes und durch die Arzenei seines frommen Glaubens zu neuem Leben genas.

Aber kaum genesen, erhielt er die Kunde von der Ermordung seiner Tochter, deren Leichnam, von der Moldau an's Ufer gespült, erst nach vier Wochen in der Umgegend von Krumau in einem Schilfbett, das die Leiche versteckt gehalten hatte, halb verfault aufgefunden worden war. Darauf verbreitete sich durch ganz Prag die Grauen und Abscheu erregende Nachricht, daß Delila's Verführer und Mörder kein Anderer als Don Cäsar sei. Seine eigene Dienerschaft hatte ihn verrathen. Rabbi Loew hatte wie ein Athlet mit seinem Seelenschmerze gekämpft und endlich auch ihn überwunden.

— Gott hat sie mir gegeben; der Bastard meines Herrn hat sie mir geraubt, sprach der Rabbi und schleppte sich, gestützt auf einen langen Stab, keuchend und langsam, Schritt für Schritt, an die

Stufen des Thrones hin, um dort, am Asyle der Gnade und Gerechtigkeit, die ganze Fülle seines gramgebrochenen Herzens in das Mitgefühl seines kaiserlichen Gönners und Freundes auszugießen.

Die ehrfurchtgebietende Erscheinung, seine tiefe Trauer, sein langer weißer Bart, sein schmerzerfülltes Auge mußte selbst den eingefleischtesten Judenfeinden, die dem niedergebeugten, tochterberaubten Greise auf seinem Gange nach dem Hradschin begegneten, so viel Achtung für die hohen Tugenden, so viel Theilnahme für die Goliathgröße des Kummers, der ihn am Spätabende seines gottesfürchtigen Lebens heimgesucht, mußte Allen so viel Mitgefühl einflößen, daß viele der Vorübergehenden ihre Kopfbedeckung abzogen, um den frommen Rabbi ehrfurchtsvoll zu grüßen. Er aber, zu bescheiden um zu bemerken, daß all' diese theilnahmsvollen Grüße seiner unbedeutenden Person zugedacht seien, ließ sie alle unerwidert und zog, schwach und athemlos, auf seinen treuen Stab gelehnt, seines Weges fort.

Der einzige Mensch vielleicht, der beim Anblick dieser Verkörperung des Jammers theilnahmslos seinen Deckel aufbehielt, war der Handschuhmacher Jaromir, der, gähnend wie ein hungeriger Haifisch, vor seiner ewig kundenleeren Bude stand.

— Alle Welt grüßt den alten Juden, sagte er neiderfüllt zu sich selbst, nur ich thu' es nicht; denn noch nie hat dieser schmutzige Judenpapst mir ein Paar Handschuhe oder sonst was abgekauft.

Als der hohe Rabbi, schon sehr erschöpft, die steile Schloßstiege hinaufkeuchte, kam ihm, vom Hradschin herab, die schon gleichfalls bejahrte, aber immer noch kräftige Gestalt eines Kapuziners entgegen. Der Mönch grüßte den Rabbi, der dessen Gruß freundlich nickend erwiderte und keuchend weiterging. Der Kapuziner kehrte sich um und weil er gewahrte, wie schwer es dem Greise ward, die steile Höhe zu ersteigen, lief er ihm nach und sprach:

— Das Steigen, Rabbi, wird Euch sauer. Erlaubt dem Bruder Chrysostomus Euch zu führen.

— Ich nehme Euer Anerbieten dankbar an, erwiderte Bezalél Loew.

Und nun wandelte der greise Rabbi, geführt vom Kapuziner — ein schönes Bild echt christlichen Mitgefühls — die Stiege hinauf.

Oben angelangt, ließ der Christ den Arm des Juden los.

— Ich danke Euch, daß Ihr mir gestattet habt, Euch diesen kleinen Dienst zu erweisen, sprach der

Kapuziner und kehrte um, ohne den Gegendank des Rabbi abzuwarten.

Dieser sah ihm dankerfüllten Blickes nach und murmelte leise vor sich hin:

— Das ist ein guter, mitleidsvoller Christ!

Am Eingange der Burg angelangt, bat er den Hauptmann der wachthabenden Hellebardiere, der ihm salutirend entgegen trat:

— Führt mich alten Mann zum Kaiser!

Der junge stattliche Sohn des Kriegsgottes geleitete den alten Priester des Friedens die hohen Treppen hinauf bis zum Eingange in die Gemächer des Kaisers.

Kaum angemeldet, ward er augenblicklich vorgelassen. Der hohe Kaiser trat dem hohen Rabbi mit der theilnahmsvollen Frage entgegen:

— Bist Du also wirklich wieder genesen? Wie geht's Dir, frommer Greis? sprach Rudolph und lud seinen ehrwürdigen Gast zum Niedersetzen ein.

— Gnädigster Herr, entgegnete der Rabbi, welcher Platz genommen, es geht Deinem armen, schwergeprüften Knechte wie einem Unglücklichen, dem man eines seiner Augen ausgestochen, wie einem Vater, dem man seine einzige Stütze, seine einzige Wonne, sein einziges Kind geraubt!

— Seit drei Tagen weiß ich Alles.

— Dann, Herr, hat Dein treuer Unterthan Dir nichts zu sagen, was Dein edles Vaterherz nicht ohnedieß errathen würde.

— Bis vor drei Tagen, Rabbi Loew, hatte meine Umgebung mir Alles, was geschehen war, verheimlicht, um mir einen neuen Kummer zu ersparen. Erst Montag erfuhr ich durch eine Dame meines Hofes das blutige Schauspiel, das der unnatürlichste meiner natürlichen Söhner im Schloß zu Krumau aufgeführt. Ich bin Deiner Bitte zuvorgekommen, schwer beschimpfter Rabbi und tief gekränkter Vater Deiner einzigen Tochter, deren traurigen Fall ich nicht minder beklage, als Dich und mich selbst, der ich der Vater jenes herzlosen Bösewichtes sein soll. Ich habe das Beispiel jenes alten Römers befolgt und, im Namen des beleidigten Rechtes, das Don Julius Cäsar mit frechem Fuß zertreten hat, mein eigenes Kind zur Abbüßung seiner unerhörten Schandthat zum Tode verurtheilt. Rabbi, bist Du zufrieden mit mir?

— Nein, Herr, das bin ich nicht!

— Kann Deine Rache wohl noch mehr verlangen?

— Glaubst Du, mein großer Kaiser, der alte

Rabbi Loew sei vor den Stufen Deines gottgesalbten Thrones erschienen, um in seinem gerechten Schmerze Dich um die Bestrafung Deines eigenen Kindes anzuflehen? Du irrst, mein Herr und Kaiser! Dein treuer Knecht hat sich keuchend zu Dir heraufgeschleppt, um Dich zu bitten, großmächtiger Gebieter über Leben und Tod Deiner Unterthanen, dießmal in Deiner Huld und Güte Gnade statt Recht auszuüben und das Fleisch Deines Fleisches zu schonen.

— Rabbi, fragte Rudolph hoch erstaunt, wie ist's möglich, daß Du für den Verführer, für den Entehrer, für den Mörder Deines einzigen Kindes mich um Schonung und Gnade anzuflehen vermagst?

— Ich vermag es deßhalb, Herr, weil Du sein Vater bist und weil es mir, altem Manne, keinen Trost gewähren kann, Dich zur Verurtheilung Deines Sohnes aufzureizen. Wird dadurch, daß man den Mörder tödtet, die Gemordete zu neuem Leben erweckt? Nein, Herr! Sie bleibt entehrt, beschimpft und todt. Welche Beruhigung also könnte Dein Schmerz dem Meinigen gewähren, wäre ich so grausam von Dir zu begehren, Du solltest das Haupt Deines ungerathenen Sohnes unter das Beil des Henkers legen, um Ehre und Tod meiner armen

Tochter zu sühnen? Ich verlange nicht, daß sein Frevel ungestraft bleiben soll. Ich flehe nur, daß Du das Blut Deines Blutes schonest und den Schuldigen nicht zum Tode verurtheilst.

— Deine Bitte, Alter, kommt zu spät!

— Gott meiner Väter! warum zu spät? fragte der Rabbi tief erschreckt.

— Weil ich, empört über die Gräuelthat jenes unverbesserlichen Sünders, Montag in der Nacht mit blutendem Herzen, aber starker Hand sein Todesurtheil unterschrieben und Dienstag in frühester Frühe nach dem Krumauer Schlosse, in welchem er jenen doppelten Mord vollbracht und das er seit jenem unseligen Tage aus Furcht vor meinem Zorne nicht verlassen, fünf meiner vertrauten Diener abgeschickt, um dort auf dem Schauplatze seiner haarsträubenden Verbrechen meine kaiserlichen Befehle ungesäumt in Vollzug zu setzen.

— Und was ist mit ihm geschehen?

— Das wirst Du früh genug erfahren!

— Es wäre also keine Hoffnung mehr für Dich und mich, Deinen Sohn zu retten?

— Keine, keine! sagte der Kaiser gefaßt. Jeden Augenblick erwarte ich die Nachricht vom Vollzuge der über ihn verhängten Strafe.

— Ich kam also wirklich zu spät? fragte der Rabbi tief erschüttert.

— Zu spät! Zu spät! schluchzte Rudolph.

— Dann, Herr, ist auch der letzte Trost mir geraubt, sprach Rabbi Loew und erhob sich, um den Kaiser, welcher das Herz besaß, dem eigenen Sohne gegenüber gerecht zu sein, gramgebeugt zu verlassen.

— Bleibe noch einen Augenblick, Alter! So eben sprengt einer meiner Boten über den Schloßhof. Er bringt uns Kunde aus Krumau. Bleibe, um von hier, wenn auch keinen Trost, doch die Ueberzeugung mitzunehmen, daß Kaiser Rudolph, wenn auch manchmal hart, wenigstens doch gerecht sein muß.

Der frierende Martin Rutzke trat ein. Er überreichte, von Krumau zurückgeeilt, dem Kaiser einen vom Oberstkämmerer Ulrich Desiderius Proskowsky von Proskow ziemlich trocken, aber ausführlich abgefaßten Bericht, welchen Rudolph mit zitternder Hast erbrach und noch hastiger in Gegenwart des Rabbis und eines der fünf Augenzeugen des vollzogenen Todesurtheils ablas. Dieser Bericht lautete wörtlich wie folgt:

„Dienstag, am 17. December, langten wir, zwei Stunden nach Mitternacht, im Schloß zu Krumau

an. Wir weckten die Dienerschaft, geboten ihr, kein Geräusch zu machen und trafen ungesäumt alle zur Vollziehung des kaiserlichen Specialbefehls nothwendigen Vorkehrungen. Als Alles, ganz so wie Euer Majestät es angeordnet, in Bereitschaft gesetzt war, begaben wir uns alle fünf, von dem alten Castellan und zwei fackeltragenden Dienern geführt, in das Schlafgemach des Verurtheilten. Dort fanden wir ihn, erschöpft von einer abscheulichen Orgie, die er, wie der Castellan berichtet, noch eine Stunde zuvor im Kreise angetrunkener Spielgenossen und feiler schamloser Dirnen gefeiert, in seinem zerwühlten Bette. — Der Verurtheilte war so fest eingeschlafen, daß es uns weder Gefahr noch Mühe verursachte, ihm beide Hände und Füße zu binden. Nachdem dieß geschehen, kostete es Zeit und Anstrengung, den gebundenen Riesen aus starrkrampfähnlichem Schlafe aufzuwecken. Als es uns gelungen war, ihn wachzurütteln, schien er noch halb betrunken zu sein, denn er bemerkte nicht, daß wir ihn an Händen und Füßen gefesselt hatten, und lallte mit schwerer Zunge und stierem, weinerhitztem Blick: Wer da? — Gut Freund, erwiderte Johannes Frank. Der Verurtheilte sah uns glotzend an und fragte: Spitzbubengesindel, was wollt Ihr von mir? — Wir wollen

Euch, sagte Hanns Marquard, genannt Dürbach, mit Eurer gütigen Erlaubniß in ein in Bereitschaft gesetztes Bad tragen, um dort die Hitze Eures ungestümen Blutes abzukühlen und Euch Euern kannibalischen Rausch ausschlafen zu lassen. — Glaubt Ihr, Schurken, ich sei besoffen? lallte der Verbrecher. — Ein wenig wohl, glauben wir allerdings, sagte Mardochäus Delle. — Packt Euch, Hunde, stammelte er und fiel auf die Kissen zurück, um einzuschlafen. — Wir ließen es ruhig geschehen, weil wir glaubten, mit ihm im schlafenden Zustande leichter als im wachenden fertig zu werden. — Als er, von Neuem wieder eingeschlafen, wie ein todtmüder Siebenschläfer zu schnarchen begann, faßten alle vier Diener und der Castellan den gefesselten Riesen, luden ihn behutsam, wie eine lebendige Leiche, auf ihre nicht minder rüstigen Schultern und trugen ihn, laut kaiserlicher Anordnung, in den kleinen Waffensaal, welcher der Schauplatz seines Verbrechens gewesen war. Dort setzten sie ihn in das bereitstehende, lauwarme Bad.

‚Unter dem grellen Scheine der Fackeln, in der lautlosen Stille der Nacht, öffnete der von uns mitgebrachte Chirurg mit Hilfe seiner haarscharfen Instrumente dem glücklichen Schläfer an

jedem der gefesselten Füße so schnell und gewandt, so sicher und behutsam eine der großen Adern, daß der Verurtheilte selbst noch dann einige Minuten ruhig weiter schlief und, heiter fortschnarchend, nicht im Geringsten zu fühlen schien, daß er sich langsam verblute. Erst nach Verlauf von zehn Minuten, nachdem das frische, massenhaft heraussprudelnde Blut die lauen Wogen des Bades roth gefärbt, schlug er, urplötzlich wach und nüchtern geworden, die Augen auf und gewahrte, was mit ihm geschehen sei. Trotz der großen Schwäche, die sich in Folge des schon ziemlich beträchtlichen Blutverlustes des gebändigten Riesen bemächtigt hatte, versuchte er herauszuspringen, als er — glücklicherweise schon zu spät! — sich überzeugte, daß er an Händen und Füßen gebunden war. Da begann er wie ein gereizter Löwe seine rothen Mähnen zu schütteln und unter lautem Gebrüll, das uns Allen einen panischen Schrecken in die Glieder jagte, mit Händen und Füßen so riesig zu wirthschaften an, daß wir alle Sechs zugleich über ihn herfielen, um ihn daran zu verhindern, die Stricke, die ihn gefesselt hielten, zu zerreißen. Als sein Blick auf das blutgeröthete Wasser fiel, brüllte er mit einer Kraft, die das Mark in meinen Gliedern erstarren machte:

— Hölle und Teufel, ich verblute mich!

— Auf Befehl des Kaisers, sprach der Chirurg, war mir der Auftrag geworden, Euch die Fußadern zu öffnen.

— Und warum? brüllte der Sterbende.

— Um nach dem Willen des Gesetzes Euch für den dreifachen Mord zu bestrafen, den Ihr in diesem Zimmer hier an der Jüdin vollbracht, die Ihr geschändet, erdolcht und zu jenem Fenster hinausgeschleudert habt.

— Der Vater läßt mitleidslos seinen Sohn ermorden? Er sei verflucht auf alle Zeiten! schrie Don Cäsar und sank ohnmächtig in sein blutgeröthetes Bad zusammen und hauchte bald darauf unter leisem Stöhnen den letzten Seufzer seines mordbefleckten Lebens aus. Er verschied gegen sechs Uhr Morgens.'

Rudolph, der bis dahin alle Kräfte seines eisernen Willens aufgeboten hatte, um nicht der innern Aufregung zu erliegen, schleuderte den ruhig bis zu Ende gelesenen Bericht auf die Erde und sank dann erschöpft, wie vom Schlagfluße getroffen, auf den Fußboden hin.

Der Rabbi eilte ihm zu Hilfe. Der Kammerdiener rief die Aerzte herbei. Einer derselben öffnete

ihm eine Ader. Es kam nur wenig dickes Blut. Der Kaiser ward zu Bett gebracht. Der trauernde Rabbi schlich nach Hause. Unterweges überfiel ihn eine schwere Ohnmacht. Er stürzte unter Gottes Himmel um. Mitleidige Christen trugen ihn in seine Wohnung heim. Die ärztliche Hilfe kam zu spät. Er starb unter dem Rufe:

— Bald werde ich mein Kind wiedersehen! — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch das tragische Ende Julius Cäsars ist kein Roman-Effect, sondern eine durch die Geschichte bestätigte Thatsache.

Itzt ist in Krumau selbst das Andenken des kaiserlichen Bastards völlig verschollen, doch heißt noch jetzt eine Zimmerreihe im ältesten Theile dieses Schlosses die ‚Juliusgemächer'. Der bereitwillige Castellan, der dem Fremden diese Zimmer zeigt, weiß zwar über den Ursprung dieser Benennung nichts anzugeben, zeigt aber in einem dieser Juliuszimmer, das später in eine Hauscapelle umgeschaffen ward, ein vermauertes Fenster, aus dem der letzte Rosenberg seine Geliebte gestürzt haben soll.

Neunzehntes Capitel.

Tod des Kaisers Rudolph.

Kaiser Rudolph überlebte nur wenige Wochen die Verurtheilung seines Sohnes.

Der Gram über den Verlust zweier Kronen, die sein eigener Bruder sich auf's Haupt setzen ließ, der Schmerz über den mehr und mehr schwindenden Glanz seiner frühern Macht und Herrlichkeit, das Gift der Reue, das ihn langsam verzehrte, ließen ihn von jener Krankheit, der er seit der Verurtheilung seines eigenen Sohnes anheimgefallen war, nicht wieder genesen. Der kalte Brand hatte in des Kaisers Körper todtbringend um sich gegriffen.

Gepflegt und getröstet von Gräfin Maria Magdalena, seiner letzten Freundin, die ihm treu geblieben, fühlte er am Sanct Fabianstage, Freitags am 20. Januar des Jahres 1612, das Nahen des Augenblickes, in welchem sein Herz still stehen sollte.

Stundenlang war er bereits stumm, wie sprachlos, gebadet in kaltem Schweiß auf den Seidenpolstern seines hohen, mit rothen Sammtvorhängen drappirten Himmelbettes gelegen, als plötzlich aus dem Zwinger herauf das Gebrüll eines Löwen so

schaurig und herzzerreißend ertönte, daß die Gräfin vor Schreck zusammenfuhr.

Rudolph erwachte aus seiner Apathie; er hatte das Gebrüll vernommen und die Stimme seines Lieblingslöwen erkannt. Nicht ohne einiger Anstrengung erhob er sich ein wenig und auf die Linke gestützt, legte er seine Rechte auf das Haupt der Gräfin, welche sich in demselben Augenblicke unwillkürlich niedergebeugt hatte, und sprach mit brechender Stimme:

— Das war mein Otakar! Er nimmt Abschied von mir. Du und mein Otakar, Ihr Beide habt es treu mit mir gemeint!

Matter und matter werdend, sank Rudolph in seine Kissen zurück. Die leisen, kaum vernehmbaren Worte: „Magdalena! — — Cäsar!" entwanden sich seinen blassen, zuckenden Lippen und einen Augenblick später — die Uhr vom Dome Sanct Veit schlug eben die siebente Stunde — war Rudolph nicht mehr.

Die Gräfin Maria Magdalena drückte ihm die Augen zu.

— Du warst besser als Dein Ruf! sagte sie, beugte sich vor seinem Sterbelager auf die Kniee und betete für die Seele Dessen, der Anfangs das

verfehlte Ziel ihres ehrgeizigen Strebens gewesen war und an dessen Seele die ihrige dann mit unwandelbarer Treue hing.

In demselben Augenblick, in welchem Rudolph seine müden Augen für immer schloß, ertönte jenes Gebrüll aus dem Löwenzwinger von Neuem und noch fürchterlicher als vorher, verstummte aber wenige Secunden darauf: der treue Löwe Otakar verendete zur selben Stunde wie sein Herr, der Kaiser! — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin erhob sich heftig schluchzend, drückte noch einen letzten Kuß auf die schlaff herabhängende kalte Hand Rudolphs, warf dann einen dichten Schleier über ihr Haupt und wankte aus dem Sterbezimmer, in welches nun auf ihren Wink die Kammerherren und Kammerdiener eintraten. Der erste Gang der Gräfin war aus der Königsburg in das anstoßende Nonnenkloster Sanct Georg. In die Brust ihrer Jugendfreundin, der gefürsteten Aebtissin dieses Stiftes, Sophie Albin von Helfenburg, schüttete sie die Last ihres Schmerzes und ihrer — Reue, mit weinenden Augen um ein Asyl in den stillen Mauern von Sanct Georg bittend. Es wurde ihr gewährt; die Gräfin nahm den Schleier und

erhielt von ihrer Freundin, der Aebtissin, den Klosternamen Eva.

Des Kaisers nächste Umgebung hatte Rudolphs Todeskrankheit sorgfältig verheimlicht. Wie ein Blitz traf daher die Bewohner Prags die Kunde von des Kaisers plötzlichem Ende, welches der kaiserliche Obrist und Hatschierencommandant Adam von Trautmannsdorf in den Straßen Prags durch Herolde laut verkünden ließ.

Von allen Thürmen Prags tönten Trauerglokken, der Stadtrath ließ Musik und Tanz verbieten, und wer nur immer konnte, zog schwarze Gewänder an. Auf allen Thürmen und Söllern wurden Klagefahnen aufgesteckt, die Kirchen wurden mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen, die Altarbilder verhängt und Trauergerüste errichtet. Vom früheſten Morgen bis spät zu Nacht waren die Kirchen und Capellen voll von Betenden, welche den Allerbarmer für das Seelenheil ihres Kaisers und Königs, dessen schweren Verlust sie nun mit Einem Male tief fühlten, brünstig anflehten.

Die Stände ließen am Morgen des nächsten Tages die ganze Verlassenschaft Rudolphs, von der ein genaues Verzeichniß aufgenommen ward, versiegeln und durch Wachen besetzen. Der Schatzmeister und

mehrere Diener des Kaisers wurden, der Veruntreuung verdächtigt, bald nach dem Tode desselben verhaftet. Des Kaisers Nachlaß war in der That über alle Erwartung groß: Rudolph hieß nicht ohne Grund der deutsche Hermes Trismegistos; denn unter dem Nachlasse fanden sich außer einer aschgrauen Tinctur, die ihm im Vereine mit Michael Sendivoj und Anselm de Boodt anzufertigen geglückt sein soll, im kaiserlichen Schatze noch 60 Centner Silber und 84 Centner künstlich bereitetes Gold, in Ziegelsteinform gegossen, wie Mauersteine aufgeschlichtet, gewogen und mit Nummern versehen.

Rudolphs Körper ward geöffnet und einbalsamirt. Die Beisetzung der irdischen Hülle ward bis zur Ankunft seines brüderlichen Nachfolgers hinausgeschoben.

König Matthias langte auf die Nachricht vom Tode seines Bruders in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin am 30. Januar in Prag an, und ward von den Ständen und der Bürgerschaft mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

Am 6. Februar ward Kaiser Rudolphs Leichenbegängniß gefeiert. Die kaiserliche Leiche war von dem getreuesten Anhänger Seiner Majestät, vom Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, und von

eilf Kammerherren getragen und vom Könige und von allen in Prag anwesenden Fürsten, dem Markgrafen von Ansbach und von Anhalt, dem Landgrafen von Leuchtenberg und allen Hof- und Militärchargen in die Metropolitankirche, in den Dom zu Sanct Veit begleitet und in der Gruft, welche Rudolph für die Könige von Böhmen hatte einrichten lassen, unter dem üblichen Ceremoniell beigesetzt, wo sie noch in einem prachtvollen zinnernen Sarkophage ruht.

Zwanzigstes Capitel.

Ein Brief aus Innsbruck.

Eva befand sich noch in Raudnic. Ihr liebster Trost, ihre reinste Freude, ihr höchstes Glück suchte und fand sie in der Tröstung Anderer, in der Linderung fremden Kummers, fremden Leides. Dafür aber ward sie abgöttisch geliebt. Ganz Raudnic verehrte in der Vorsteherin des Magdalenenstiftes, das weit und breit Hilfe aller Art ausspendete, die unermüdliche Wohlthäterin der Armen, die treue Pflegerin hilfloser Kranken, einen Engel wahrer Nächstenliebe.

Vier Monate nach dem Tode des Kaisers Rudolph kehrte sie nach der Vaterstadt Prag zurück.

Am 20. August 1612 erhielt sie folgenden Brief aus Innsbruck:

„Mein edles Fräulein!

Ihr werdet Euch wundern, von einer Frau, die Euch nur nach dem Namen ihres Mannes bekannt ist, einen Brief zu erhalten. Nie hätte ich gewagt, den Namen meines Mannes in Euer Gedächtniß zurückzurufen, wäre es nicht Alexanders Wunsch gewesen, Euch von einem Ereigniß in Kenntniß zu setzen, das Euer edles Herz gewiß nicht minder tief als das Meinige betrüben wird.

Vor drei Tagen starb mein heißgeliebter Mann. Sein Vaterland und die trauernde Kunst verlieren in Alexander Colin einen der gefeiertsten Künstler. Mehr noch als die ganze Welt verliert sein ihn ewig betrauerndes Weib den besten und zärtlichsten Gemahl, den Vater ihrer drei armen Kinder, die mit ihr weinend an seinem schmucklosen Grabe stehen.

Gestern Früh hat ihn der endlose Zug seiner Freunde und Verehrer auf den Kirchhof seiner Adoptivvaterstadt Innsbruck, wohin er von Mecheln zog und wo er seine schönsten Werke vollendete, begleitet und seine irdische Hülle dem Schooße der mütterlichen

Erde, die mit gleicher Liebe jedes ihrer Kinder empfängt, zurückgegeben.

Alexander starb im Alter von vier und sechzig Jahren, noch vor wenig Monaten rüstig wie ein Mann in seiner besten Kraft, zu früh für die Kunst und sein Weib und seine Kinder, die er mit gleicher Liebe und gleicher Begeisterung bis an's Ende seines Lebens geliebt; zu spät für Jene, die ihn um sein Talent und seine Jugendfrische, welche nie gealtert, um sein Glück und seinen Ruhm erfolglos beneidet haben.

Mein Mann hat Euch nie vergessen. Im höchsten Glücke wie im tiefsten Schmerze, die seine lange künstlerische Laufbahn, wie Fluth und Ebbe das Meer, bewegt haben, hat ihm Euer Name als Stern geleuchtet, dessen mildes Licht ihn zur Schöpfung neuer Werke begeisternd angeregt und mich zu aufrichtiger Bewunderung Eurer tugendhaften Entsagung erwärmt und entzündet hat. Ihr habt ihn durch Eure Klugheit, durch Eure Rechtlichkeit, durch den Muth der Entsagung von dem abirrenden Pfade sinnlicher Leidenschaft auf die Bahn heiliger Pflicht zurückgelenkt und ihn dem schönsten seiner Siege — dem Siege über sich selbst — entgegengeführt und Euch dadurch seine und auch meine ewige Dankbarkeit

erworben. Ihr waret seitdem seine schwesterliche Muse, sein ihn ermuthigender Schutzgeist gewesen.

Bis zur letzten Stunde seines Lebens hat er die längst verwelkte Rose aufbewahrt, die er bald nach Eurer Wiedergenesung — wie er mir oft erzählt, aus Eurer Hand empfing. Es war eine jener Blumen, die er während Eurer langen Krankheit allmorgendlich selbst gebracht, ohne daß Ihr Anfangs gewußt, von wem Ihr sie empfingt.

Ich glaubte einen stillen Wunsch seines Herzens zu errathen und gleichzeitig zu erfüllen dadurch, daß ich jene Rose ihm — als Zeichen meiner Verschwiegenheit — mit in seinen Sarg gab. Denn nie hat mein Mund das, was sein blutendes Herz mir gleich nach seiner Rückkehr von Prag großherzig anvertraut, irgend einem Andern verrathen, und er und ich haben die schwere Prüfung, die Gottes Fügung über ihn und Euch verhängt, als ein unverbrüchliches Geheimniß, wie eine in Perlenglanz aufgegangene Thräne in einem Kästchen aufbewahrt, zu dem nur wir Beide den Schlüssel besaßen.

Ich habe oft, sehr oft von Euch gesprochen, und wohl darf ich mir das Zeugniß geben, daß dieß stets ohne Groll, ohne Bitterkeit, ohne Neid geschehen

war; denn ich wußte, was er an Euch verloren und was Catharina an Euch gewonnen hat.

Als mein Gemahl vor vier Jahren den Tod Eures unglücklichen Vaters erfuhr, war er Euretwegen untröstlich, weil sein Gemüth, tiefer als das tausend anderer Menschen, die sich Künstler nennen, die ganze Größe Eures Verlustes, die ganze Last Eures Grames begriff.

Schon damals wollte ich Euch schreiben im Namen Alexanders, der Euern edlen Vater fast eben so sehr als seinen eigenen geliebt und verehrt hat. Ich unterließ es, um nicht von Neuem die kaum vernarbte Wunde Eures kindlichen Schmerzes aufzureißen.

Mein Mann aber rief aus seiner Erinnerung die darin tief eingeprägten Züge jenes edlen Todten vor sein geistiges Auge zurück, und formte mit Hilfe seines Gedächtnisses eine der schönsten Büsten, welche die schöpferische Meisterhand seines Kunstgenius zu unvergänglichem Leben hervorgerufen hat.

Diese Büste, die er außerordentlich ähnlich fand, werde ich Euch mit der nächsten Sendung, die vom Erzherzog Albrecht von Innsbruck nach Prag abgeht, überschicken, schon heute die Bitte voraussendend, daß es Euch gefallen möge, diese Büste als

ein Andenken an zwei Todte, die Euch theuer und werth gewesen sind, nicht zurückzuweisen.

Lebt wohl, mein liebes Fräulein. Wer von uns Beiden im Jenseits Ihn zuerst wiedersieht, wird ihm tausend Grüße von der Andern überbringen, die dort unten zurückgeblieben, ihn trotz Zeit und Trennung nicht vergessen hat.

Lebt wohl, Fräulein, lebt nochmals wohl!

Catharina Colin.'

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Eva diesen Brief gelesen hatte, küßte sie ihn und ließ den Thränen der Erinnerung freien Lauf.

— Nichts auf Erden, sagte sie, wiegt den Schatz eines ruhigen Bewußtseins auf. Ich habe jenen großen Alexander seiner Kunst geliebt und trotzdem mit Freudigkeit seinen Besitz derjenigen gegönnt, die ein altes, heiliges Recht darauf besaß. Ich brauche nicht vor ihr, nicht vor mir selber zu erröthen. Ich darf dem Todten eine Thräne reinen Mitgefühles weihen und mir sagen: Sein Name wird mir unvergeßlich bleiben! — — —

Dann nahm sie ein Kästchen von schwarzem Ebenholz, legte Catharinens Brief zu jenem Alexanders, zu dem Bilde ihrer Mutter, zu der silberweißen

Locke ihres Vaters, verschloß diese vier Reliquien ihrer Liebe und sagte:

— Dieß Kästchen nehme ich mit in mein Grab!

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Ende des Doctors Jessenius.

Der Mann, der bis zur letzten Stunde seines Lebens Eva's väterlicher Freund und Rathgeber blieb, war Doctor Johannes Jessenius.

Auch er nahm ein trauriges Ende.

Jessenius hatte wie jener André Vesale, den er sich zum Vorbilde seiner anatomischen Studien auserwählt, eine Xantippe zur Frau, die ihm jede freie Stunde, welche er fern vom Bette seiner Kranken verträumte, nach besten Kräften zu vergällen verstand.

Außerdem legte er sich, verleitet durch seinen hellsehenden Blick, wie Vesale, von welchem der französische Geschichtsschreiber De Thou erzählt, daß er Maxmilian von Egmont, dem Grafen von Baren zu Geldern, den Tag und die Stunde seines Todes richtig vorhergesagt, auf die mystische Kunst her-

Weissagung. Auch darin schien Jessenius nicht minder glücklich, als sein brüsseler Vorbild; denn als Kaiser Matthias ihn, bei seiner Rückkehr vom ungarischen Landtage, wohin ihn die böhmischen Stände zur Verhandlung einiger Beschwerden gegen Matthias abgesendet hatten, zu Wien in's Gefängniß werfen ließ, schrieb der böhmische Hellseher an die Mauer seines Kerkers:

I. M. M. M. M.

Befragt, was diese fünf Buchstaben zu bedeuten hätten, gab er die Auslegung: Imperator Mathias Mense Martio Morietur.

Erzherzog Ferdinand, der Nachfolger des Kaisers Matthias, parodirte jene fünf Buchstaben, welche man ihm abgeschrieben überreichte, indem er sie so auslegte: Jessenii Mentiris, Mala Morte Morieris.

Und beide Prophezeihungen erfüllten sich gegenseitig. Rudolphs Nachfolger, Kaiser Matthias, starb wirklich im März-Monate des Jahres 1619, und zwei Jahre und wenige Monate darüber (am 20. Juni 1621) ward Jessenius auf Befehl seines prophetischen Gegners, Kaiser Ferdinands II, auf dem altstädter Ringe als Anhänger der protestantischen Ligue einem schimpflichen Tode überliefert. Er starb an demselben Tage mit Wenzel Budowec

von Budowa unter andern Häuptern des böhmischen Aufstandes auf einem und demselben Schaffot.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eva's Tod.

Eva überlebte ihren Freund drei Jahre. Sie starb am 11. August 1624 im Alter von achtundvierzig Jahren im Rufe der Heiligkeit. Ihr ganzes mütterliches Vermögen hatte sie dem Magdalenen-Stifte in Raudnic und andern Wohlthätigkeits-Anstalten ihrer Vaterstadt Prag vermacht. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette unverdienter Leiden und harter Prüfungen gewesen, die sie mit der ganzen Duldung einer frommen Christin ertrug.

Ihr Gelübde hatte sie nicht vergessen. Das Kästchen nahm sie mit in ihr Grab.

Ihre irdische Hülle schläft in der Sanct Salvatorskirche des Prager Clementinums. Sie ruhe sanft!

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Statue des Ilionäus.

Das, was nicht nur alle Personen unseres geschichtlichen Romanes, sondern auch alle Nachfolger

Rudolphs bis auf Kaiser Franz I. und Millionen ihrer Unterthanen überdauert hat, ist das Kunstwerk, welches vom Doctor Christoph Guarinonius bei seiner Anwesenheit in Rom für die Kunstkammer Kaiser Rudolphs angekauft worden war.

Im Mai des Jahres 1782 wurden die letzten Reste dieser Kunstkammer geräumt und an die Meistbietenden versteigert. Sie waren seit der letzten Belagerung Prags durch die Preußen (1757) in drei Kellergewölben der Burg aufeinander gehäuft und mit vieljährigem Staube bedeckt. Es lagen da bunt durcheinander polirte Steine, alte Waffen, verrostete Rüstungen, bronzene Götzenbilder, Schnitzwerke aus Holz und Elfenbein, antike Urnen, alte, künstliche Uhrwerke, ganze und zerbrochene Bildsäulen von Marmor und Alabaster. Unter Letztern befand sich die Statue des Niobiden Ilionäus, der vor länger als hundertfünfzig Jahren der Gegenstand der Bewunderung der Gräfin Maria Magdalena und aller Kunstfreunde gewesen war.

Am 4. Mai 1782 wurden in aller Eile christliche und jüdische Trödler herbeigerufen, um mit dem ‚Rumpelzeuge' aufzuräumen.

Zu diesem ‚Rumpelzeuge' gehörte auch die

Bildsäule des Ilionäus, welchem Hände und Füße abgeschlagen waren.

Niemand wollte irgend etwas darauf bieten.

Endlich erstand ein alter Trödler, Namens Žebrák, im Volke unter dem Spitznamen ‚Laudon' bekannt, weil er bei allen öffentlichen Versteigerungen auf gut laudonisch zuzuschlagen pflegte, das unschätzbare Kunstwerk um den fabelhaften Preis von 51 Kreuzern (wir wiederholen einundfünfzig Kreuzer)

Žebrák verhandelte den verstümmelten Marmorklotz um vier Gulden an den kleinseitner Steinmetzmeister Malinský.

Nach dem Tode desselben verkaufte Malinský's Witwe den prachtvollen Torso an den bekannten Anatom und Augenarzt Professor Barth in Wien, der durch einen prager Freund darauf aufmerksam gemacht worden war.

Von Barths Besitze ging er in andere Hände über. Endlich erstand König Ludwig von Baiern um eine ziemlich bedeutende Summe diesen Torso, der seitdem einer der ersten Schätze und eine der schönsten Zierden der neuen Glyptothek zu München ist.

Dieser ‚Marmorklotz' wird noch Manchen überleben.

Ende des vierten und letzten Bandes.